

2 Self-Tracking im Schnittfeld progressiver Technologiekulturen und Kreativitätsdispositive

Das Self-Tracking kann damit nur als eine von vielen Formen der selbstreferenziellen Analyse und Modifizierung gelten, die sich während der letzten Jahre inmitten einer kontinuierlichen Genese materieller und digitaler Technologiekulturen etabliert haben. Dies zeigt sich nicht zuletzt auch daran, dass die verschiedenen Praktiken und Teildiskurse technologiebasierter Selbstexploration wie z.B. die Genomsequenzierung oder das invasive Enhancement der radikal posthumanistischen Body-Hacking-Szene, videobasiertes Lifelogging oder numerisches Self-Tracking keinesfalls überschneidungsfrei entstanden. Gerade in der Anfangsphase lassen sich zwischen verschiedenen Ansätzen gleichermaßen Anziehungs- und Abstoßungseffekte im Zusammenhang mit community building sowie der Besetzung spezieller Begriffe und Praktiken ausmachen.¹

»To overcome these limitations, Self-tracking applications technologies are needed, which enable optimization beyond the limits. Quantified Self can therefore be seen as a means to an end for the transhumanist project.«[sic!]²

Über thematische, personale oder rhetorisch/semantische Parallelen hinaus gleichen sich diese verschiedenen Subkulturen zudem in ihrer Ablehnung von normierter Konsumtion und einer neoliberalen Akzentuierung der Unabhängigkeitsideale ästhetisch-ethischer DIY-Kulturen – womit die Entwicklung auf einen Phänomenbereich stößt, der als Bedeutungsverlust traditioneller Gemeinplätze hegemonialer Subjektordnungen (wie z.B. des affirmativen Massenkonsums und büro-

1 Die Indifferenz mit der Begriffe wie »Quantified Self« und »Posthumanismus« bis heute auch in den Sozial- und Kulturwissenschaften verwendet werden, zeugt ebenfalls von der Fluidität des Selbstvermessungsdiskurses. Siehe dazu z.B. die Vortragsfolien von Ramon Reichert – »The Quantified Self in the Era of Digital Posthumanism, 15th May 2014.« Quelle: www.academia.edu/8853717/The_Quantified_Self_in_the_Era_of_Digital_Posthumanism_15th_May_2014_Humanism_Culture_or_Illusion_International_Scientific_Conference_Faculty_of_Philology_Belgrade_University (zuletzt aufgerufen am 01.06.2016).

2 Quelle: <http://indiafuturesociety.org/quantified-self-and-transhumanism-a-means-to-an-end/> (zuletzt aufgerufen am 02.09.2015).

kratischer Normalarbeitsverhältnisse) schon umfangreich theoretisiert wurde. Neben Begriffen wie Innovations- oder Risikogesellschaft, Prosumption, Prekarisierung, Postoperaismus oder den marxistisch verwurzelten Postfordismus-Theorien, scheinen hier vor allem verschiedene Konzepte postmoderner Subjektkulturen gesellschaftliche Entwicklungen zu beschreiben, die dem Self-Tracking und anderen technologiebasierten Selbstformungsprojekten in vieler Hinsicht vorgängig sind und ihre Selbstbeschreibung als avantgardistische Pionierkultur damit relativieren. Angefangen mit dem *Unternehmer seiner selbst* (Foucault 2010), über *das unternehmerische Individuum* (Rose 2000) und *das unternehmerische Selbst* (Bröckling 2007) bis hin zum *ästhetischen Kultursubjekt* (Reckwitz 2010) wurden verschiedene Varianten bereits ausführlich beschrieben, mit denen das Postulat des Neuen und der unabschließbaren Selbsterfindung als ehemals »elitäre und oppositionelle Orientierung am Kreativen« inzwischen »allgemein erstrebenswert und zugleich für alle verbindlich« geworden ist (Reckwitz 2011: 16).

Mit der Subjektivitätsforschung der jüngeren Kultursoziologie lassen sich offensichtliche Merkmale des Self-Tracking, wie z.B. seine Projektförmigkeit oder verschiedene Effizienz- und Optimierungsimplicationen somit zeitdiagnostisch rahmen. Die Ausweitung des Analysefokus auf die spezifischen Eigenheiten gegenwärtiger Gesellschaftsentwicklungen, die Bröckling als *Ökonomisierung der Kultur* und Reckwitz im weitesten Sinne als *Kulturalisierung der Ökonomie* beschreiben, eröffnet dabei die Möglichkeit das Phänomen des Self-Tracking losgelöst von der Selbstbeschreibung der Quantified-Self-Community, als einen spezifischen gesellschaftlichen Ausdruck zu skizzieren, der einerseits aus der andauernden Tradition zahlenförmiger Beobachtungsverhältnisse der Gesellschaft sowie andererseits aus den individualisierenden ökonomischen Anforderungen und Kreativitätsimperativen erwächst, die in den 1970er Jahren hinzutreten.

Foucaults Bestrebungen folgend, mit der Analyse des Archivs gesellschaftliche Ereignisse auf ihr Entstehen, also auf die Prinzipien und Gesetzmäßigkeiten ihres Erscheinens, hin zu prüfen (Lüders 2007: 95), liegt der Fokus der folgenden Abschnitte zunächst noch weniger auf der Frage welche Subjektttransformationen durch Selbstvermessungstechnologien angeleitet werden, sondern vielmehr auf dem Versuch das Subjektverhältnis zu konturieren, vor dessen Hintergrund die Praktik der Selbstvermessung überhaupt als eine naheliegende Idee erscheint. Für die Skizze dieses Subjektverhältnisses werden über die weitreichenden immateriellen (diskursiven) Bedingungen hinaus auch nicht-diskursive Bedingungen beleuchtet (vgl. Foucault 1981[1969]: 234), in denen sich institutionelle Wissensformen mit Machttechnologien zu ökonomischen oder rechtlichen Zwängen verbinden. Hierbei erscheinen jüngere Phänomene, die gemeinhin unter den Begriffen »Prekarisierung« und »Kreativwirtschaft« verhandelt werden, von besonderem Interesse zu sein.

In der gesellschaftlichen Verallgemeinerung von Kreativitätsidealen und intrinsischer Begeisterungsfähigkeit für die eigenen Tätigkeiten, nimmt darüber hinaus die Figur der Künstlerin eine zentrale Rolle ein. Die Veränderung ihrer gesellschaftlichen Bedeutung lässt sich dabei nicht ausschließlich anhand der diskursiven Verschiebungen der entsprechenden Semantiken beschreiben, vielmehr finden sich auch in der soziologischen Ungleichheitsforschung Analysen, in denen diese Entwicklung kongruent auf der Ebene sozialpolitischer Reformen untersucht wird. Zwar reicht ihr Erklärungsanspruch streng genommen über die methodische Selbstbeschränkung der diskursanalytischen Subjekttheorie hinaus, die keine gesellschaftlichen Ist-Zustände erklären will sondern diese als dominante Vorstellungen von Realität selbst problematisiert, allerdings lassen sich ihre Dokumentenanalysen oder Interviews durchaus in die Beschreibung einfügen, ohne den Bereich objektivistischer Epistemologie zu berühren. Hier stellen insbesondere die Analysen von Alexandra Manske eine Brücke zwischen der subjektorientierten Arbeitssoziologie (so wie sie populär etwa durch Günter Voß vertreten wird) und der poststrukturalistischen Subjekttheorie her.³ D.h. trotz eines mitunter essentialistisch anmutenden Subjektbegriffs, der sich so allerdings auch sehr deutlich bei Reckwitz findet,⁴ lassen sich auch die durch sie untersuchten administrativen Strategien, Gesetzesdebatten und Enquete-Berichte (ganz ähnlich zum Vorgehen der Gouvernamentalitätsstudien) als Schauplätze und Vergegenständlichungen eines Mechanismus verstehen, der eine spezifische Ordnung der Realität gleichzeitig voraussetzt und durch entsprechende Regulationstechniken in Bezug auf diese »Realität« erst konstituiert (vgl. Bröckling und Krasmann 2010: 24ff.).

Entsprechend besteht das Ziel der folgenden Abschnitte darin, eine theoretische und begriffliche Basis zu schaffen, auf die sich in der Analyse von Selbstver-

-
- 3 Indem Manske den Begriff »unternehmerisches Selbst« dem stärker arbeitssoziologisch konnotierten Äquivalent des »Arbeitskraftunternehmers« vorzieht, bezieht sie sich indirekt auf die diskursanalytischen Subjekttheorie: »Anhand einer Analyse themenspezifischer, politischer Diskussionen und wohlfahrtsstaatlicher Instrumente wird gezeigt, dass der wohlfahrtsstaatliche Paradigmenwechsel in der sozialpolitischen Absicherung von künstlerisch-kreativ Erwerbstätigen erstens einen Wandel sozialpolitischer Zielvorstellungen beinhaltet und im Kern dem Leitbild des sozialpolitisch zu aktivierenden, unternehmerischen Selbst folgt« (Manske 2013: 261). Ihr Zugriff auf das Thema lässt sich insofern als hybride Untersuchung diskursiver und materialistisch ausgelegter nicht-diskursiver Faktoren verstehen.
 - 4 Sowohl bei Manske als auch bei Reckwitz wird immer wieder der Eindruck erweckt, sie würden den Begriff »Subjekt« synonym mit dem Begriff »Individuum« verwenden. Die Verwendung des Wortes »Subjekt« im Plural als »Subjekte« kann als ein konkreter Hinweis für eine unklare Positionierung gegenüber Aussagen über eine konkrete Gruppe von Menschen einerseits und gesellschaftlichen Leitbildern andererseits gelesen werden. Insbesondere da der Singular »Subjekt« im Grunde besser geeignet ist um ein eine Zielprojektion von Selbsttransformationsprozessen zu beschreiben.

messungstechnologien und ihrer diskursiven Herstellungsprozesse zurückkommen lässt, ohne dass dabei die Emergenz dieser Technologien schlicht als praktische Reaktion auf gesellschaftliche Diskurse oder kausale Folgen z.B. einer sich verändernden Sozialstaatspolitik betrachtet werden.

Nach Reckwitz' genealogischer Rekonstruktion verschiedener Subjekttransformationsprozesse in der Moderne, beginnen sich mit den 1970er und 1980er Jahren in Form neuer Modi der lebensstilorientierten Konsumtion sowie sportlicher und gesundheitsbezogener Körperpraktiken verschiedene Modi der Selbsteinwirkung herauszubilden, die sich von früheren Selbstpraktiken durch ihren Grad an Selbstreferentialität und ihre Nähe zu digitalen Technologien abheben (Reckwitz 2010: 555). Sie entwickeln sich im Rahmen eines »Californian way of life« (ebd.) zunächst in den wissensintensiven Arbeits- und Konsumtionsmilieus westlicher Postindustrienationen, deren gesellschaftspolitische Bedeutung der Ökonom Richard Florida mit provokanten Anleihen an marxelogisches Vokabular durch das Label der »Creative Class« zu internationaler Wahrnehmung verholfen hat (Florida 2002). Wie Reckwitz anmerkt, bleiben diese Formen der Selbststilisierung anhand von digitalen Schaffensakten dabei nicht auf den Kreis lokaler Kulturen beschränkt, sondern gelangen bald zu einer hegemonialen Attraktivität mit potentiell gesellschaftsweiter Strahlkraft, ehe sie sich schließlich als fester Bestandteil einer postmodernen Subjektordnung etablieren. Diese Thesen werden nicht zuletzt durch zahlreiche Analysen von Werbebildern gestützt, die als populäre Formen visueller Diskursbeiträge u.a. Hinweise darauf liefern, wie sich in den 1970er und 1980er Jahren Vorstellungsbilder und Wertvorstellungen in Bezug auf Arbeit »(re)inszenieren«, indem sie einen grundsätzlichen Wandel von der Produkt- zur Imagewerbung kenntlich machen (Barth 2009: 186). Dieser Kontrast kennzeichnet eine zunehmend unschärfer werdende Grenze (Reckwitz 2010b) zwischen Konsumtionsprodukten und persönlicher Identität, die sich durch die individuelle Verwendung insbesondere von digitalen Technologien gewinnen und zum Ausdruck bringen lässt.

»Das individuelle Streben nach Glück verlagerte sich auf die Sphäre des Konsums und dieser versprach nicht länger die serielle Befriedigung normierter Bedürfnisse im Rahmen fordistischer Massenkultur, sondern lockte mit Abenteuer und Selbstverwirklichung und ließ materielle Ungleichheiten im Lobpreis der Differenz verschwinden. Konsumistischer und unternehmerischer Imperativ fielen zusammen: Als Konsument sollte der Einzelne sein Genusskapital akkumulieren und hatte sich zu diesem Zwecke so innovativ, risikobereit und entscheidungsfreudig zu erweisen, als müsse er ein Unternehmen zum Markterfolg führen« (Bröckling 2007: 51[sic!]). Wie Bröckling in Bezug auf den französischen Publizisten Paul Thibaud schreibt, konnten hier über den elaborierten Individualkonsum auch profitorientierte Verhaltensdispositionen entwickelt werden: »Von einem Unterneh-

mer im Dienste des eigenen Genusses kann man zu einem Unternehmer im Allgemeinen werden« (Thibaud 1985: 134).⁵

Insbesondere die zu dieser Zeit aufkommende Anpreisung von Computern für den Heimbereich verheißt über den Besitz von PC und Mac Individualität, Selbstverwirklichung und Kreativität im Zusammenhang mit einer Emanzipation von der fremdbestimmten, hierarchisch strukturierten und bürokratisch organisierten Arbeitswelt (Barth 2009: 188ff.). »Üblicherweise konnotiert Werbung [...] Glück durch die Re-kompletierung des Subjekts über ein Konsumgut, dessen Warenan-eignung die Prozesse der Enteignung und Verausgabung in der Produktion zu heilen vorgibt. Computer, deren Abbildungen Glück als Sicherheit, als Genießen, als Überschreitung, als Ermächtigung etc. herstellen sollen, haben nicht nur Warencharakter, sondern sind eben auch Produktionsmittel, womit sich die Konnotation des Glücks auf eine Produktionsweise erstreckt« (Betz und Riegler 2003: 130f.).⁶ Mit der Verbreitung zweckmäßig nicht mehr eindeutig bestimmter digitaler Produktionsmittel wie PC und Mac wurde zu diesem Zeitpunkt zunächst die materielle Basis für eine branchenübergreifende Individualisierung von Erwerbsarbeit geschaffen. Die hieraus resultierende Welle von Firmengründungen fand ihren Höhepunkt in der New Economy der 1990er Jahre, die ihr Selbstverständnis aus der bewussten Abgrenzung zur Risikoscheu und Traditionsverhaftetheit der Old Economy bezog (Barth 2009: 188ff.). Auch im deutschsprachigen Raum bringt der Diskurs bis heute immer wieder Manifeste hervor, die eine übergreifende Identität, ganz im Sinne von Floridas Klassenanalogie, als progressives Kollektivbewusstsein zu initiieren versuchen.⁷ Holm Friebe und Sascha Lobo werten mit dem vergleichsweise aktuellen Pamphlet »Die digitale Bohème« aus dem Jahr 2006 etwa »Festangestellte« als Auslaufmodelle ab und konstruieren die vermeintliche Unflexibilität, Konformität, Unmündigkeit und das Sicherheitsdenken konventioneller Arbeitnehmer*innen als Gegenpol zur kompromisslosen Risikofreudigkeit, Kreativität und Freiheit der Alleinselbstständigen in posttraditionellen Arbeitsfeldern (Barth 2009: 183).

»Wenn wir Bohème sagen, sprechen wir von einer Gruppe, die ihr Schicksal arbeitstechnisch in die eigenen Hände nimmt und dabei mehr Wert auf Selbststop-

5 Zitiert nach der deutschen Übersetzung durch Ulrich Bröckling (2007: 51).

6 Zitiert nach Bath (2009:188).

7 Obgleich die Ungleichheitsforschung von dem Klassenbegriff sowohl als horizontales Schichtungsmodell sowie als Konzept eines politischen Kollektivbewusstseins spätestens mit den Schriften von Bourdieu, Castel, Schultheiß und Lessenich abgesehen hat und sie in einer soziologisch unterfütterten Milieutheorien hat aufgehen lassen, erfährt der Begriff hier in nahezu ironischer Weise wieder Konjunktur – als überindividuelle Selbstthematization im Zusammenhang mit einer Politisierung von Arbeitsbedingungen. Wohingegen der Begriff im marxistischen Vokabular die strukturelle Ausbeutung der Arbeitenden kennzeichnet, wird er heute von den Arbeitenden der Kreativbranchen verwandt, um strukturelle Hemmnisse für die optimale Selbstausschöpfung kollektiv zu thematisieren.

timierung und individuelle Freundschaften legt als auf karrierefördernde Anpassung.«⁸

»Im sich herausbildenden Nachfolgemilieu der alten Angestelltengesellschaft« (Reckwitz 2011: 504), das die rigiden Normalarbeitsverhältnisse schrittweise ablöst, diffundiert damit einerseits ein Verständnis von Arbeit als Ort der Selbstverwirklichung, das sich in libidinös besetzten Idealisierungen künstlerischer, eigenständiger Tätigkeiten begründet und das andererseits auf eine tiefgreifende strukturelle Veränderung in den Sozialsystemen moderner Staaten trifft, die ihrerseits das Ende der Normalarbeitsbiografie und kollektiver Wohlstandsversprechen einläuten.

Beginnend mit dem »Thatcherism« über die »Reaganomics« Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre bis zur »Agenda 2010« wurde die marktradikale Wende vieler westlicher Staaten von einer Schwerpunktsetzung staatlicher Interventionen zugunsten der Etablierung einer enterprise culture durchzogen (Bröckling 2007: 53), die vor allem ideenreiche, eigeninteressierte Arbeitnehmer*innen prämiert (Reckwitz 2011: 507) und sie mehr oder minder unvermittelt mit den Gesetzmäßigkeiten der Marktwirtschaft kurzschließt. Die hieraus erwachsende postbürokratische und vornehmlich projektförmig organisierte Arbeitskultur präjudiziert fortan ein Subjekt, das sich in erster Linie als eine Verschmelzung aus »Kreativsubjekt« und »unternehmerischem Subjekt« darstellt« (Reckwitz 2011: 500[Hervorhebung im Original]) und das über innere und äußere Erfolgsfaktoren beständig reflektiert. Im Übergang vom Wohlfahrtsstaat zum aktivierenden Staat triumphiert daher die Figur der Entrepreneurin (vgl. Thibaud 1985: 134ff.) als Produkt jener Bestrebungen, ein »weiter steigendes Leistungsniveau der ökonomischen Aktivitäten eines Landes, seiner Politik und seiner Regierung, der Künste und Wissenschaften und auch der individuellen Lebensführung seiner Bewohner [zu] befördern.«⁹

2.1 Interdiskursbeziehungen: Technologieinnovation und Kreativwirtschaft

Wohingegen Künstler*innen und Kulturschaffende insbesondere in Deutschland zunächst in der bildungsbürgerlichen Tradition romantischer Künste eine gewisse Sonderrolle zugeschrieben wurde, die auch ihren Status im Zusammenhang mit wohlfahrtsstaatlichen Agenturen mitbestimmte, begann in den 70er Jahren ihre sozialpolitische Eingliederung in den Arbeitsmarkt und die sozialen Sicherungssysteme. Ihre sozialpolitische Inklusion erfolgte hier vornehmlich in Abhängigkeit

8 (Friebe und Lobo 2006: 28f.).

9 Das Zitat stammt aus einem Dokument des britischen Centers für Policy Studies, das Bröckling (2007: 54) nach Paul Morris (1991: 23) zitiert.

zu einem nachweisbaren erwerbswirtschaftlichen Erfolg, womit der traditionelle Sonderstatus künstlerischer Tätigkeiten bereits zu erodieren begann (Manske 2013: 262f.). Im Verlauf der 1980er Jahre erscheinen die Bereiche Kunst und Wirtschaft diskursiv dann immer weniger als zwei voneinander getrennte Bereiche mit eigenen Gesetzmäßigkeiten, ehe im Zuge der allgemeinen Liberalisierung des wohlfahrtsstaatlichen Diskurses schließlich eine markante Akzentverschiebung in der Thematisierung von Künstler*innen stattfindet. So werden sie zunächst als Kulturdienstleister*innen und dann in universalisierter Form als »Kreative« adressiert, womit bereits eine Passung an den Begriff »Kreativwirtschaft« hergestellt wird, der sich schrittweise zu einem hervorstechenden semantischen Bezugsrahmen unterschiedlichster Formen von künstlerisch-kreativer Arbeit herausbildet (Manske 2013: 267). Triebfedern dieser wirtschaftspolitischen Akzentuierung von künstlerisch-kreativer Arbeit sind vor allem die seit den 1990er Jahren regelmäßig durch Kulturwirtschaftsberichte, mit denen die Beobachtung und Berichterstattung der Soziallage von Künstler*innen in Deutschland aus der Ägide des Arbeitsministeriums direkt in das Wirtschaftsressort übertragen wurden. Eine strukturelle Veränderung, die vor allem die Inszenierung der Kreativwirtschaft als Kernbereich der postfordistischen Ökonomie durch die Verbindung von technischen Fortschritts-szenarien mit Innovationen auf kultureller Ebene vorantreibt (vgl. Reckwitz 2011: 140).

In zahlreichen Enquete-Berichten und BMWi-Reports wird die Kreativwirtschaft dabei zum Innovationsmotor und zur Zukunftsbranche stilisiert die zukünftig noch weiterreichende volkswirtschaftliche Impulse in Aussicht stelle. Indem gleichen Maße indem die Berichte die Bereiche Kunst und Kultur dahingehend problematisieren, dass sie sich lediglich sich selbst gegenüber verpflichtet seien, führen sie ihre zunehmende Ökonomisierung als bevorzugten Modus an, um ihre gesamtgesellschaftliche Integration zu beschleunigen (Manske 2013: 267).

Die normative Leitlinie künstlerisch-kreativer Arbeit wurde schließlich mit der New-Labour-Politik und den sozialdemokratischen Reformdiskursen Ende der 1990er Jahre weiter liberalisiert. Exemplarisch stehen hierfür vor allem das sog. »Schröder-Blair-Papier«, deren Quintessenz sich im deutschsprachigen Diskurs in der Losung »Fördern und Fordern« manifestierte. Damit wurde erstmals ein systematischer, begriffstheoretischer »Baukasten für eine semantische Rekonstruktion künstlerisch-kreativer Arbeit« unter dem Label Creative Industries angeboten, der eine steigende wirtschaftspolitische Bedeutung von Kunst und Kultur beschwor, sie gleichzeitig jedoch auch an vergleichsweise junge Segmente der boomenden Technologiebranche und der Knowledge Economy anschloss und von der bisher dominanten Strategie eines öffentlich geförderten Kultursektors trennte (Manske 2013: 266). Im Jahr 2001 erhielt das Konzept Creative Industries durch das »Creative Industries Mapping Document« vom Department for Culture, Media and Sport der New-Labour-Regierung seine bis heute geltende Definition. Ihr nach zählen

zu den Creative Industries »those industries which have their origin in individual creativity, skill and talent and which have a potential for wealth and job creation through the generation and exploitation of intellectual property.«¹⁰

Kreativität wird damit in einem doppelten Sinne zum Fluchtpunkt eines wirtschaftspolitischen Diskurses sowie nicht-diskursiver Maßnahmen. Einerseits indem anhand verschiedener sozialpolitischer Arrangements oder durch die Initiation typischer gouvernementaler Agenturen der neuen sozialstaatlichen Aktivierungsprogrammatik die Ausübung kreativer Tätigkeiten institutionell und rechtlich stärker mit den Mechanismen der Wertschöpfung verwoben werden. Und andererseits indem »Kreative« als soziale Avantgarde diskursiv idealisiert werden, die Kraft schöpferischen Talents und Eigenständigkeit wirtschaftlichen Aufschwung bewirken (Manske 2013: 269f).

Während die Arbeitsfelder der Künstler*innen ökonomisiert und wettbewerbsförmig reorganisiert werden, bzw. der Formwandel wohlfahrtsstaatlicher Institutionen auch in diesem gesellschaftlichen Bereich die universalen Integrationsansprüche sozialer Absicherung aufhebt und sie analog zu den Prinzipien selbstständiger Erwerbsarbeit neukonstruiert, sollen etwa betriebswirtschaftlich ausgerichtete Coaching-Angebote »Kreative« bei der Verbesserung ihrer Erwerbschancen im Hinblick auf die Gründung einer beruflichen »Existenz« als Selbständige beraten. Das Kompetenzzentrum Kultur- und Kreativwirtschaft des Rationalisierungs- und Innovationszentrums der Deutschen Wirtschaft stellt hier nur einen von vielen (und international weitestgehend äquivalent verlaufenden) Versuchen dar, durch die Förderung eines stärker wettbewerbsorientierten, individuellen Risikomanagements die Herausbildung einer unternehmerischen Persönlichkeit zu bewirken¹¹ und »Kreative« von der Inanspruchnahme sozialstaatlicher Transferleistungen fernzuhalten.¹² Im Zuge der seit 2005 regelmäßige

10 Quelle: Department for Culture, Media and Sport – Creative Industries Mapping Document, zu erst veröffentlicht am 9 April 2001. In der Verwendung der Quelle beziehe ich mich auf die Argumentation von Manske (2013: 266). Die von ihr verwendete Zitation weicht jedoch von der Zitation der hier verwendeten Originalquelle ab. Bei Manske heißt es »those activities which...«). https://www.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/183544/2001part1-foreword2001.pdf (zuletzt aufgerufen am 01.11.2016).

11 Ein eindrückliches Beispiel stellen etwa die in regelmäßigen Abständen initiierten Wettbewerbe des Zentrum dar, durch welche die für die kapitalistische Produktion in einzigartiger Weise typische Organisationsform der Konkurrenz eingeübt und kreatives Schaffen mit den Innovationsprinzipien der freien Marktwirtschaft in Beziehung gebracht wird. Als Preis winken den Gewinner*innen hier u.a. persönliche Screenings oder die kostenlose Teilnahme an Workshops zu Themen wie Akquise, Marketing und Unternehmensführung (Manske 2013: 272f).

12 Die gesellschaftspolitische Neubewertung der vormalig als schutzbedürftig gehandelten Künstler*innen zeigt sich auch in den mehrmaligen Versuchen die Künstler-Sozial-Kasse ab-

veranstalteten Jahrestagungen des Kompetenzzentrums Kultur- und Kreativwirtschaft werden die »Kreativen« nach dem Vorbild anderer westlicher Kreativindustrien dann endgültig als wirtschaftliche Modernisierer*innen in die Pflicht genommen. Während etwa der deutsche Kulturstatsminister »Kreative« als »Innovationstreiber« stilisiert, weist der Staatssekretär des Wirtschaftsministeriums die im Kunst- und Kulturbereich vorherrschenden Lebensstile als erstrebenswerte Zukunftsmodelle aus, womit er in bezeichnendem Maße über die bisher geltende Begrenzung der wirtschaftspolitischen Zuständigkeit auf künstlerische Erwerbsformen hinausgeht und die hier vorherrschende Indifferenz zwischen Leben und Beruf zum Leitbild erklärt. Auch der Staatssekretär des Wirtschaftsministeriums hebt hier den Kunst- und Kulturbereich als gegenwärtigen Platzhalter auf dem Weg in eine kreative Wissensökonomie hervor und skizziert die Bereiche nicht minder euphorisch als volkswirtschaftlichen Hoffnungsträger (Manske 2013: 260, 270).

Staatlich forcierte Kampagnen wie diese verdeutlichen dabei sehr anschaulich die doppelte Bezugnahme von Regierungsprogrammen auf die Bevölkerung, deren Ziel und Instrument sie gleichermaßen bildet (Foucault 2004[1977-1978]: 158). Im gemeinsamen Frame der Kreativität bewegen sich so die Figuren der Kulturschaffenden und der Unternehmerin diskursiv aufeinander zu. Wohingegen Künstler*innen im Diskurs tendenziell als defizitäre Unternehmer*innen mit zu bemängelnder Marktorientierung adressiert werden, wird von Unternehmer*innen umgekehrt ein Maß an Opferbereitschaft, Flexibilität und Unkonventionalität verlangt, das bisweilen eher mit dem Bild der intrinsisch motivierten Künstlerin assoziiert wurde.

Neben staatlichen Agenturen stellt allerdings nicht zuletzt auch die ökonomisierte Peripherie universitärer Forschung elementare Wissensquellen für die Analyse und Initiierung eines arbeitsklimatischen Wandels westlicher Nationalökonomien bereit, zu denen auch Richard Floridas geografisch-urbanistisch unterfütterten Analysen von »ethnischen« und künstlerischen (Sub)kulturen westlicher Metropolen als Ressource für ein Florieren ansässiger Kreativ-Branchen zu zählen sind. In der Tradition moderner Unternehmens- und Regierungsberatung stützen sich auch Floridas Thesen auf ein breit aufgestelltes Ensemble demografischer und fiskalischer Statistiken:

»The Creative Class Group, founded by world renowned urbanist Richard Florida, is a global advisory firm composed of expert researchers, academics, and busi-

zuschaffen, mit denen die sozialrechtliche Integration von Kulturschaffenden inzwischen mehrfach zum politischen Konfliktfall erklärt wurde (Manske 2013: 269).

ness strategists. Our proprietary data and research, gives companies and regions leading insights to achieve growth and prosperity.«¹³

Gemäß der allgemeinen Prinzipien die Foucault mit Blick auf die Geschichte der Gouvernamentalität identifiziert hat, erscheint auch die Bevölkerung moderner Postindustrienationen als »Subjekt von Bedürfnissen und Bestrebungen« sowie »als Objekt in den Händen der Regierung« (Foucault 2004[1977-1978]: 158). Wohingegen ihre komplexen und diversen Eigenheiten und Bedürfnisse im disziplinari-schen Wertekorsett der rigiden Angestelltenkultur als Störfaktoren eingeschränkt werden sollten, gelten sie nun allerdings als wertvoller Nährboden um Kreativbran-chen wachsen zu lassen.

Floridas 2002 erschienene Thesen fügen dem 2001 »Creative Industries Map-ping Document« bzw. den Leitmotiven des New-Labour-Diskurses dabei auffäl-lig wenig hinzu, sorgen aber für eine sehr viel breitere gesellschaftliche Rezepti-on der wirtschaftspolitischen Neudefinition künstlerisch-kreativer Tätigkeitsfelder und befördern allgemein die unternehmerische Apostrophierung von Künstler*in-nen und »Kreativen« bzw. ihre Bedeutung als Ressource zur Förderung allgemeiner wirtschaftlicher Prosperität in westlichen Großstädten (Manske 2013: 260, 266).

Hierzu zählen liberale Gesetzesreformen zugunsten der freien Ausübung gleichgeschlechtlicher Beziehungen ebenso, wie die zur Verfügungstellung von günstigem Wohn- und Arbeitsraum, finanzielle Förderungen und vieles mehr. Wohingegen Foucault für das 19te Jahrhundert allerdings konstatiert, dass sich die Bevölkerung gegenüber der Regierung bewusst ist, was sie will, gleichermaßen aber nichts davon weiß, »was man sie tun lässt« (Foucault 2004[1977-1978]: 158), erscheint es mit Blick auf Kreativsubjekt und progressive Technologiekultur viel-versprechend, sich dieser Frage erneut zuzuwenden. So finden sich etwa unter den zahlreichen »Bürgerforen« und Anhörungen der »Kreativen« durch Stadtplanung und Kommunalpolitik durchaus sehr elaborierte Vorschläge für die Struktur-, Markt- und Humankapitalentwicklung in der Kreativwirtschaft. Hier scheint es vielmehr so, als hätten zunehmend mehr Individuen ein sehr genaues Verständ-nis davon, »was man sie tun lässt«, indem sie konkrete Empfehlungen darüber abgeben, wie sie regiert werden sollten, um den Regierungszielen entsprechen zu können. Ein besonders eindrückliches Beispiel stellt das »Memphis Creative Class Manifesto« dar, das gewissermaßen unter der Ägide Richard Floridas durch eine Gruppe namens »Creative 100« im Zuge des »Memphis Manifesto Summit« vom 30ten April bis zum zweiten Mai 2003 durch Kreative aus 48 Städten in den USA, Kanada und Puerto Rico verabschiedet wurde.¹⁴ Mit dem Gipfel richtet sich

13 Quelle: www.creativeclass.com (Webpage von Richard Florida die u.a. mit dem Claim »Data driven ideas to reach the creative class« wirbt. Zuletzt aufgerufen am 13.07.2016).

14 Die Tatsache, dass dieser Gipfel über den Tag der Arbeit hinweg abgehalten wurde ist sicher ebenso wenig zufällig, wie die pathetisch wirkenden Anleihen an die marxistische Termino-

die selbsternannte »Creative Class« mit einem Programm aus zehn Prinzipien zur Kultivierung eines kreativen Klimas an die Lokalverwaltungen potentiell jeder Nord-Amerikanischen Gemeinde:¹⁵

»The Creative 100 are dedicated to helping communities realize the full potential of creative ideas by encouraging these principles.«¹⁶

Schon an der Formulierung und Schwerpunktsetzung des ersten Programmpunktes lässt sich dabei ablesen wie im Selbstverständnis der Autor*innen die Entfaltung heterogener Lebensstile mit einer spezifischen Form von Wirtschaftlichkeitsdenken zusammenfällt. Kreativität erscheint hier zuallererst als ein Modus, in dem distinkte Aspekte des städtischen Lebens auf ihre Eignung zur Wertabschöpfung untersucht werden und die scheinbar aleatorischen Ereignisse individueller Lebenskonzepte in eine langläufige Werterzeugungskette eingegliedert werden können:

»1. Cultivate and reward creativity. Everyone is part of the value chain of creativity.«¹⁷

Die Förderung von Naherholungs-, Kulturkonsumtionsmöglichkeiten, geschlechtlicher Diversität, günstiger Nutzungsräume bis hin zu esoterischen oder religiösen Angeboten sind damit nicht mehr als kulturelle Förderung sondern vielmehr als Investitionen in ein Ökosystem der Kreativität zu verstehen, das in auffälligem Maße vor allem jene Aktivitäten umfasst, die in den Kategorien klassischer Erwerbsverhältnisse gesprochen vormals dem Freizeitsegment zuzurechnen waren:

»2. Invest in the creative ecosystem. The creative ecosystem can include arts and culture, nightlife, the music scene, restaurants, artists and designers, innovators, entrepreneurs, affordable spaces, lively neighborhoods, spirituality, education, density, public spaces and third places [...] 7. Invest in and build on quality of place.

logie. Kein Wunder also, dass sich hierdurch auch diskursive Gegenbewegungen zur Verabschiedung eines eigenen Manifestes berufen sahen. So beginnt das Hamburger »Manifest against the creative class« mit den Worten: »Richard Florida's Ghost roams throughout Europe these days. We live in a world of global cities that are involved in an interurban competition to attract investors and the so-called international knowledge worker. Keynesian economic policy has made a shift to an entrepreneurial and marginal approach to metropolitan governance. The inevitable rise of city branding and Florida's creative class theory are direct derivatives from these developments. In Hamburg, artists who are designated to be the flag carriers of creativity, decided to speak up and no longer tolerate the neoliberal policy shift.«
Quelle: popcity.net/hamburgs-manifest-against-the-creative-class/

15 »6. Every community can be the right community.« Quelle: www.creativeclass.com/rfcdgb/articles/mani-festo.pdf (zuletzt aufgerufen am 13.07.2016).

16 Ebd.

17 Ebd.

While inherited features such as climate, natural resources and population are important, other critical features such as arts and culture, open and green spaces, vibrant downtowns, and centers of learning can be built and strengthened. This will make communities more competitive than ever because it will create more opportunities than ever for ideas to have an impact.«¹⁸

Diese Argumentation betont dabei in geradezu typischer Weise individuelle Freiheitsgrade, wobei die freizusetzenden Individuen sich und ihre Fähigkeiten gleichzeitig als Human-Ressource für den globalen Wettbewerb der Kreativstandorte einplanen:

»10. [...] The highest quality lifelong education is critical to developing and retaining creative individuals as a resource for communities.«¹⁹

Das Beispiel kann als mustergültig für die Maxime verstanden werden, der nach Kreativität einerseits freigesetzt werden-, und andererseits reglementiert werden soll, um sie gezielter auf die Lösung bestimmter Probleme zu richten und von anderen fernzuhalten (Bröckling 2007: 153). »Es ist dieses Doubleblind eines konformistischen Nonkonformismus, das die Dynamik der Distinktion am Laufen hält und Kreativität zugleich entfesselt und normalisiert« (Bröckling 2014: 1). Derartige Versuche die Bedingungen zu formulieren, unter denen die Emergenz des Innovativen und Neuen kontrollierbar und vermarktbarm wird, gehören inzwischen zum Standardrepertoire der Standortanalysen im allgemeinen Wettstreit von Städten, Kommunen oder Ländern um eine vorrangige Positionierung in der Wissensgesellschaft und sind insofern nichts Neues. Sie begleiten die verschiedenen Facetten der unternehmerisch organisierten Kreativindustrie allein schon deshalb, da sich ihr Primärprodukt – die innovative Idee – nicht auf direktem Weg erzwingen lässt, sondern angenommen wird, dass sich Kreativitätspotenziale lediglich auf verschlungenen Sekundärwegen im Rahmen einer komplexen Sozioökonomie steuern und gleichermaßen in eine marktfähige Richtung lenken lassen. Innovative Schaffensakte und die dazugehörigen »unternehmerische[n] Selbst« fabriziert man entsprechend nicht mit den Strategien des Überwachens und Strafens, sondern indem man die Selbststeuerungspotenziale aktiviert« (Bröckling 2007: 61).²⁰

Sehr viel interessanter erscheint demgegenüber, dass das Subjekt des kreativen Unternehmens sich erstens selbst zu Wort meldet und die Kommunalverwaltungen dabei in einer Weise anspricht, die den fordernden aber auch animierenden und fördernden Parolen, die ihnen seitens der verschiedenen arbeits- und sozialpolitischen Agenturen entgegengebracht werden, in nichts nachstehen: »5. Convert a

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Bröckling bezieht sich hier auf Nikolas Rose (2000).

»no« climate into a »yes« climate. [...] 9. Improvise. Make things happen. Development is a »do it yourself« enterprise.«²¹ An Beispielen wie diesen zeigt sich nicht zuletzt, dass sich eine Beschreibung von Kreativitätsimperativen und der nahezu allgegenwärtigen Kultur des Unternehmertums nicht einfach auf die Analyse von Top-Down-Regierungsprogrammen stützen kann, ohne dabei aus den Augen zu verlieren, dass sich auf diskursiver Ebene ein bestimmtes Verständnis von Selbst und Gesellschaft manifestiert, das sich in den Äußerungen und Praktiken der Individuen selbst reproduziert. Die Bevölkerung tritt hier nicht nur als steuerbare und formbare Zielprojektion von politischen Interventionen zutage, sondern vielmehr als das, was Foucault in den Schriften zur Gouvernamentalität der Moderne »Öffentlichkeit« nennt (vgl. Foucault 2004[1977-1978]: 115). Die allgegenwärtige Forderung nach unternehmerischem Handeln, und eigenverantwortlicher Lebensgestaltung führt so nicht nur notwendiger Weise dazu, dass das unternehmerische Subjekt bemüht ist, die sozialstrukturellen, sozioökonomischen, psychischen und infrastrukturellen Bedingungen für sein wirtschaftliches Vorankommen und Überleben zu identifizieren, sondern die fordernden und fördernden Agenturen selbst in der durch sie vertretenen Logik auf die Herstellung der dafür notwendigen Bedingungen verpflichtet.

Der Ausdruck Kreativwirtschaft stellt zudem bereits das Ergebnis des Versuchs dar den Kreativitätsbegriff rechtlich zu formalisieren. Um aus den verstreuten Kreativbereichen über einen kleinsten gemeinsamen Nenner die Definition eines übergeordneten Wirtschaftsbereichs zu ermöglichen und eine Entscheidungsgrundlage dafür zu bieten, welchem Unternehmen, welchen Einzelpersonen usw. Förderungen zugesprochen und welchen sie verweigert werden, fokussiert der rechtsökonomische Diskurs in Deutschland auf einen Produktionsbezogenen Kreativitätsbegriff, der nahe an jener künstlerisch-handwerklich abgeleiteten Semantik der Schöpfung liegt, die im deutschen Sprachraum eigentlich in der Nachkriegszeit durch den utilitaristischen Kreativitätsbegriff der US-Amerikanischen Psychologie abgelöst wurde. Anders als dieser utilitaristische Begriff der Kreativität, der zunächst durch die kognitions- und sozialpsychologische Kreativitätsforschung mehr oder minder gleichbedeutend mit der Fähigkeit zu problemlösendem Handeln verwendet wurde und im Dienste der Produktivitätssteigerung zu einer Egalisierung von Kreativitätspotentialen und seiner Verstreuung über die Kurven der gaußschen Normalverteilung beigetragen hat (Bröckling 2007: 159ff),²² stellt ein solcher zum Lebenskonzept verallgemeinerter Begriff der Kreativität wirtschaftspolitische Interventionen vor ein Differenzierungsproblem. Entsprechend verengen die Wirtschaftsakteure den Kreativitätsbegriff auch überall dort, wo es

21 Ebd. [Hervorhebungen im Original]).

22 Dieser Begriff grenzt sich dabei explizit ab von einer bis dato vorherrschenden Genie-Begriffs der Erbforschung Galtons.

um Steuereinnahmen und -ausgaben geht, auf seine schöpferische Dimension, um konkreter Elemente habhaft werden zu können, die sich in ihrer Gesamtheit zu einem Bereich der *Kreativwirtschaft* zusammenfassen, fördern und damit ertragsfähig machen lassen.

»Über den Begriff der Kreativwirtschaft gab es in der Vergangenheit ein vielfältiges Meinungsbild. Mittlerweile wurde in Deutschland eine einheitliche Branchenabgrenzung vereinbart. Die Wirtschaftsministerkonferenz der Länder sowie die Enquetekommission des Deutschen Bundestages »Kultur in Deutschland« haben grundsätzliche Vorschläge zur Definition des Wirtschaftsfeldes vorgelegt, die eine anerkannte, klare Beschreibung des Feldes ermöglichen. Die vorgenommene Abgrenzung ist zudem mit dem Modell der EU-Kommission und mit dem weltweiten Referenzmodell, dem britischen Creative Industries Konzept, kompatibel. [...] Die Verknüpfung der Teilmärkte wird durch die Einführung des Begriffs »schöpferischer Akt« als Kern des Branchenkomplexes zusammengefasst.«²³

Im Zuge von Stadt- und regionaler Wirtschaftsentwicklung werden innerhalb eines gesellschaftsweit als ubiquitär anzusehenden Klimas der Kreativität damit gezielt einzelne Segmente punktiert und durch europäische Standards geformt. Mit dem Versuch Kreativität als Kreativwirtschaft oder Creative Industries lokal zu konzeptionalisieren (d.h. innerhalb der Zugriffsmöglichkeiten auf die durch Kreativität erzeugten Produkte und die Bedingungen ihrer Erzeugung) wird der Begriff dadurch strukturanalytisch perspektiviert, wobei die in den allgegenwärtigen Kreativitätsanrufen enthaltenen Psychologisierungen und Anthropologisierungen in den Hintergrund treten. Ein Kreativitätsverständnis, das auf die Schöpfung neuer und einzigartiger Produkte zielt, gewichtet städtische Infrastrukturen und soziale, räumlich lokalisierte Netzwerke als Entwicklungsbedingungen für kreative Potentiale entsprechend stärker als den intrinsisch-motivationalen Kern allgegenwärtiger Kreativitätsanrufen. Kreativität erscheint in diesem Zusammenhang dann gleichzeitig »als eine ökonomische Ressource, die der Markt mobilisiert und verbraucht, wie auch als Quelle künstlerischer Produktivität« (Bröckling 2014: 2).

Lokale Kontextsteuerung entscheidet damit letztlich auch mit darüber, in welche Produktart die kreativen Potentiale überführt werden können und welche wirtschaftlichen Teilsparthen bzw. »traditioneller Branchen« sich durch die Verschränkung mit angesiedelten Kreativmilieus positiv beeinflussen lassen. Neben Kunst-

23 Entsprechend werden »[u]nter Kreativwirtschaft [...] diejenigen Kultur- und Kreativunternehmen erfasst, welche überwiegend erwerbswirtschaftlich orientiert sind und sich mit der Schaffung, Produktion, Verteilung und/oder medialen Verbreitung von kulturellen/kreativen Gütern und Dienstleistungen befassen.« Quelle: Zweite Seite der »Senatsdrucksache Kreativagentur: Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft. Aufbau des Kreativwirtschaftsclusters Hamburg. Drucksache 19/3442« vom 30.06.2009.

und Musik ist hierbei insbesondere auch an Software- und die Entwicklung technischer Geräte zu denken:²⁴

»Die häufig projektabhängige, vernetzte Form der Arbeit in der Kreativwirtschaft greift zunehmend auf andere Wirtschaftsbereiche über und befördert damit zunehmend den Strukturwandel traditioneller Branchen. Insbesondere der Einsatz neuer digitaler Technologien ist Wachstums- und Innovationstreiber. Die Unternehmen der Kreativwirtschaft sind dabei nicht nur passive Anwender digitaler Werkzeuge, sondern geben den Technologieherstellern und -entwicklern immer wieder Anstöße für deren Weiterentwicklung.«²⁵

Auch in der Selbstreflexion kreativ arbeitender Entrepreneur*innen aus den technischen Innovationsberufen finden diese Theorien ihre Entsprechung und treten in ein konfrontatives Verhältnis zu den Utopien einer vollständig delokalisierten und enträumlichten Sozialwelt, die nicht zuletzt von den Mitbegründern der Quantified-Self-Community befeuert wurden. Wohingegen Kevin Kelly vor beinahe 20 Jahren über das Differenzkonzept »Ort vs. Raum« mit einer für die 1990er Jahre nicht ganz untypischen Internet-Euphorisierung ein kontinuierliches Verschwinden der Bedeutung von physikalischen Präsenzen als Faktor für die Entwicklung von Sozialleben und wirtschaftlichen Feldern prognostizierte,²⁶ betont die »Kreative Klasse« 2008 im Einklang mit stadtsoziologischen Expertisen explizit die räumliche Nähe als zentrale Kategorie für das Gedeihen von Kreativprodukten (insbesondere in der Technologieentwicklung):

»Während ökonomische und kulturelle Globalisierungsprozesse dazu beitragen, dass es »Enträumlichungen«, ein dis-embedding aus räumlichen Bindungen gibt, gibt es lokale Prozesse, die hier im Sinne der Bewahrung des cultural heritage nicht nur gehalten, sondern über lokale Identitätsstiftung neue Bindungsqualitäten entwickeln. Das wird traditionell einerseits (immer noch) über die Nachbarschaft von technikbasierten Unternehmen und naturwissenschaftlich-techni-

24 Für die Ermessung von Kreativität als Resource und die Rückführung dieses Wissens in den Diskurs werden sich dabei dann der üblichen gouvernementalen Mittel bedient - von denen hier vor allem die Umsatzsteuerstatistik, das Monitoring neuer Firmengründungen oder die Zählung der sozialversicherungspflichtig beschäftigten hervorzuheben ist.

25 Quelle: Zweite Seite der »Senatsdrucksache Kreativagentur: Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft. Aufbau des Kreativwirtschaftsclusters Hamburg. Drucksache 19/3442« vom 30.06.2009.

26 Vgl. Kelly, Kevin (1998): *New Rules for New Economy – Ten radical Strategies for the connected world*. New York. Viking. S. 94ff: »However, the new economy operates in a »space« rather than a place, and over time more and more economic transactions will migrate to this new space.«

schen Forschungsinstituten gesehen, andererseits über die Herausbildung von Orten, die für die »innovativen Milieus« ein »seedbed« bilden.«²⁷

Dieser Diagnose schließen sich auch die Expertisen der deutschen Stadtplanung und Urban Economics an und konstatieren entwarnend den durch Kelly und andere Techno-Utopisten vorausgesagten »Kampf gegen die völlige Auflösung der räumlichen Ballung von wirtschaftlichen und sozialen Aktivitäten [...] offensichtlich erstmal gewonnen« zu haben. Wobei die verwendete Metaphorik sehr deutlich macht, dass der regionalökonomischen Beratung keine Zukunft vorstellbar erscheint, die beide Modelle vereint.²⁸ Auch ihre Statistiken fügen sich durch die Bestätigung der Wichtigkeit von räumlicher Nähe für eine lebendige Kreativwirtschaft (z.B. über die partielle Beteiligung von »Künstlern an einzelnen Projekten« in Kreativunternehmen) in das Standortplädoyer der Regionalökonomie ein.²⁹

Anders als Kelly betrachtet auch Florida lokale Strukturen als wichtiger werdenden Faktor für ein pulsierendes Wirtschaftsleben und bedient den Diskurs in der Tradition der Bevölkerungspolitik mit validierenden Beschreibungen zählbarer Elemente sowie der Auswertung von »zahllosen Interviews« zum Thema:

»From the countless interviews, the focus groups I've observed, and the statistical research I've done, it is apparent that place and community are more critical factors than ever before. And it appears that place, rather than being an abstract *space* as Kelly suggests, is essential to economic life. The economy itself increasingly takes form around real concentrations of people in real places [Hervorhebung im Original].«³⁰

Unter diesen »realen Orten« würden besonders jene Metropolen ein besonders starkes wirtschaftliches Wachstum aufweisen, die durch einen besonders hohen

27 Aus dem Eintrag: »Raum als Ressource«, des Blogs »Contemporary Labour« auf dem sich vor allem im Jahr 2008 Ankündigungen und Auswertungen von Diskussionsveranstaltungen rund um die »neue Wirklichkeit des Arbeitens in Kunst, Kultur und Kreativberufen« im Raum Wien finden, in dem sich zu dieser Zeit viele Medien- und Softwarefirmen ansiedelten. Quelle: <https://contemporarylabour.wordpress.com>

28 Aus der Studie »Kreativwirtschaft in Berlin: Standorte und Standortverhalten der Unternehmen« im Auftrag des Instituts für wertorientierte Unternehmensführung (Herkommer et al. 2010).

29 Aus der Studie: »Creative Class in Berlin – Studie über Branchenstrukturen und Standortverhalten der Berliner Kreativwirtschaft« im Auftrag des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin sowie ORCO Germany und Berlin Partner. Auch diese Studie bezieht sich in ähnlicher Weise auf Kelly (2008: 2).

30 (Florida 2003: 23). Oder in einer größtenteils wortgetreuen Online-Publikation: www.creativeclass.com/rfcdgb/articles/4%20Cities%20and%20the%20Creative%20Class.pdf (S. 4 des pdf).

Grad an kultureller Diversität geprägt sind.³¹ Städte, in denen sich die opportunen Bedingungen für die Ansiedlung von Künstler*innen anderweitig Kreativarbeitenden, Homosexuellen oder verschiedenen weiteren Subkulturen fänden, würden demnach sehr viel schneller eine florierende Kreativwirtschaft ausbilden, was in direkter Verbindung zu der Entwicklung der Technologie- und Mediensektoren stünde.

»The CDI [Composite Diversity Index] added together three diversity measures – the Gay Index, the Melting Pot Index (a measure of the concentration of immigrants), and the Bohemian Index. The CDI provided powerful support for the basic notion that diversity and creativity work together to power innovation and economic growth. Five of the top ten regions on the CDI were also top-ten high-tech regions: San Francisco, Boston, Seattle [...].«³²

In einem regionalwirtschaftlichen Strategieentwurf bescheinigt die Planungskommission der in Floridas Rankings durchweg Spitzenplätze belegenden Stadt San Francisco ihrer ansässigen Kreativwirtschaft neben wenigen weiteren Sektoren einen etablierten Cluster darzustellen, dessen regionales Konzentrationsniveau 70 % über dem US-Amerikanischen Durchschnitt läge.³³ Zu der Sparte der Kreativwirtschaft zählt die Skizze vor allem »technology companies, education, architecture, advertising, design firms, and traditional media.« Wobei die informationstechnologischen Branchen des Clusters die ertragreichsten Komponenten ausmachen

31 Die starke Polarisierung in der Verhandlung von Ort und Raum hat in der Rezeption vieler Theorien zum Thema mitunter auch starke Vereinfachungen und Missverständnisse produziert, die sich letztlich in einer ebenso starken Polarisierung zwischen »Virtualität« und »Realität« widerspiegeln. Wie Howard Rheingold in einer Anmerkung zu seiner 1993 erschienenen Publikation »The Virtual Community« selbst bemerkt ist dies nicht zuletzt auch strukturellen Zwängen zur Vereinfachung geschuldet, die der publizistische Betrieb selbst mitbringt: »When you think of a title for a book, you are forced to think of something short and evocative, like, well, »The Virtual Community«, even though a more accurate title might be: »People who use computers to communicate, form friendships that sometimes form the basis of communities, but you have to be careful to not mistake the tool for the task and think that just writing words on a screen is the same thing as real community« (1993).

32 (Florida 2012: 246). In der Neuauflage der Studie verwendeten Florida et al. einen anderen Index zur statistischen Überprüfung des Zusammenhangs zwischen »Ethnizität« und dem Wachstum in der Technologiebranche (»Tolerance-Index« anstelle des »Melting Pot Index«). Nach einer erneuten Überprüfung unter diesen, nun spezifizierteren Bedingungen, lässt sich hier keine positive Korrelation mehr herstellen.

33 Quelle: http://commissions.sfplanning.org/cpcpackets/DRAFT_ECOCOMIC%20STRATEGY%20%2010.pdf

würden, die auch während der ersten Krisenjahre ein kontinuierliches Wachstum ausgewiesen hätten.³⁴

Nicht umsonst wird diese Region weltweit als Ursprungsort der New Economy betrachtet, die in den beginnenden 1990er Jahren die ersten internetbasierten Technologie-Start-Ups des Dot-Com-Booms (Manske 2006: 159) bzw. viele Multimedia-Agenturen hervorbrachte und seither als Vorbild ähnlicher planerischer Bemühungen weltweit gelten muss. Die in San Francisco ansässige Stanford University rühmt sich damit, Ikonen wie die Google-Gründer Sergej Brin und Larry Page, David Filo und Jerry Yang von Yahoo! sowie Marcian Hoff unter ihren Studierenden gehabt zu haben, der (in der meist ähnlich eng auf einzelne Biografien fokussierenden Geschichte der Hardware-Entwicklung) als Erfinder des Mikroprozessors gilt. Bis heute hat sich der ehemalige Stanford Industrial Park zu dem vielleicht weltweit bedeutensten Hochtechnologiestandort entwickelt, der u.a. Apple, Intel, Google, Microsoft, Cisco Systems, Dell, Facebook, Twitter, Oracle, Amazon und Adobe beheimatete. Das Silicon Valley gilt dabei nicht nur als globale Metropole der Computertechnologieentwicklung, sondern auch als ideologisches Zentrum kreativer Querdenker*innen und marktradikaler Entrepreneure. Gleichzeitig brachte die Region allerdings auch viele progressive und radikale (Gegen)kulturen wie die Hippie-Bewegung oder die Beatniks hervor, denen in den öffentlichen Erzählungen ebenfalls unkonventionelle aber meist kreative Veranlagungen nachgesagt werden. Schon Ende der 1960er Jahre entstand in San Francisco das Schwulen- und Lesbenviertel »The Castro« und die in der San Francisco Bay Area gelegenen Städte Berkeley und Oakland gelten als die Geburtsorte des Free Speech Movement und der Black Panther Party.

Von vielen Seiten, etwa durch das sehr populäre Essay von Richard Barbrook und Andy Cameron, wird daher schon in den 1990er Jahren eine spezifisch kalifornische Ideologie konstatiert, die sich als ein »mix of cybernetics, free market economics, and counter-culture libertarianism« darstellt und ihre Antriebsenergie aus dem wechselseitigen Verhältnis sich wiederholender technologiegestützter Befreiungsschläge sowie ihrer monetären Einhegung gewinnt: »[...] The Californian Ideology, therefore, simultaneously reflects the disciplines of market economics and the freedoms of hippie artisanship« (Barbrook und Cameron 1995).

Wohingegen Barbrook und Cameron in den 1960er Jahren noch die Gefahr darin sehen, dass die Gegenkulturen durch eine sich libertär und progressiv gebende

34 »Within the creative industries cluster, information technology services is both the largest industry and its most successful major component. Over the last business cycle, covering the recession, the industry grew over 10 % per year.« Quelle: http://commissions.sfplanning.org/cpcpackets/DRAFT_ECOMONIC%20STRATEGY%202%2010.pdf (zuletzt aufgerufen am 02.12.2016).

»kalifornische Ideologie« verdrängt würden,³⁵ zählen Stadtentwicklungsplaner die Angehörigen eben jener Gegenbewegungen inzwischen zu den zentralen Human-Ressourcen um wirtschaftlichen Aufschwung zu initiieren.

Unabhängig davon, ob diesen politischen Prognosen, stadtplanerischen oder sozialstrukturellen Selbst- und Fremdertifizierungen als Vorreiter im globalen Wandel der urbanen Geschäftsfelder hin zu jenen eng verzahnten Komplexen aus Kultur- und Freizeitangeboten, Dienstleistungs- und Produktionsfeldern, die inzwischen gemeinhin als Creative Industries subsummiert werden, in irgendeiner Weise Glauben zu schenken ist, erscheint die Frage nicht ungerechtfertigt, ob es ein Zufall sein kann, dass das Phänomen des Self-Tracking ausgerechnet in San Francisco das erste mal unter einem übergeordneten Label bzw. in Form vergleichsweise kontinuierlich organisierter Strukturen in Erscheinung trat. Ob also die San Francisco von allen Seiten zugeschriebene Bedeutung als wichtigster Standort der Creative Industries, als Heimat der Creative Class, als Kulminationspunkt kritischer Politik- und Subkulturbewegungen und als führende Technologiemetropole die Herausbildung einer aktiven Szene der progressiven Entwicklung, Anwendung und Vermarktung von Selbstvermessungstechnologien mitbestimmt hat. Tatsächlich sind zwei Varianten solch einer Beeinflussung naheliegend für die eine gewisse Form von Lokalität eine Rolle spielt. Beide stellen für das Verständnis der Quantified-Self-Community bzw. des globalen Phänomens der Selbstvermessung insgesamt wichtige Schlüsselkategorien dar.

Dies betrifft erstens die bereits beschriebene kreativitätsbasierte Wirtschaftsstruktur solch einer Metropole, an deren Entstehung nicht zuletzt gouvernementale Agenturen wie z.B. die universitär angesiedelten Disziplinen Urban Economics oder Urban Development aktiv beteiligt sind und die darauf ausgerichtet ist, neue Ideen in Prototypen oder Modellversuche zu übersetzen, um anschließend auf ihren Markterfolg zu spekulieren. Zweitens betrifft dies jedoch ebenfalls ökonomische und rechtliche Zwänge, die sowohl die Arbeits- als auch die Lebensbedingungen der »Kreativen Klasse« durchziehen.

Wie Florida schreibt, weisen Regionen in denen »Kreative« in wahrnehmbarem Maße ansässig sind, schon deshalb eine exponentielle Anziehungskraft auf weitere »Kreative«, verschiedenste Akteure der Kreativwirtschaft und angrenzender Branchen aus, da sie eine Umgebung erzeugen und zur Verfügung stellen, die mehr

35 »The Californian Ideology rejects notions of community and of social progress and seeks to chain humanity to the rocks of economic and technological fatalism. Once upon a time, West Coast hippies played a key role in creating our contemporary vision of social liberation. As a consequence, feminism, drug culture, gay liberation and ethnic identity have, since the 1960s, ceased to be marginal issues. Ironically, it is now California which has become the centre of the ideology which denies the relevance of these new social subjects« (Barbrook und Cameron 1995).

als im üblichen Maße auf einer offenen Innovations- und Unternehmenskultur basiert. Anders als der Mainstream seien sie es gewöhnt, analog zu den Leitbildern unternehmerischer Selbstständigkeit und kreativer Problemlösungskompetenz eigenständig Ressourcen zu akquirieren, Netzwerke aufzubauen und Firmen zu gründen.

»And, their status as historically marginalized groups means that artistic and gay populations tend to be high self-reliant and receptive to newcomers. They've had to build networks from scratch, mobilize resources indipendently, and create their own organizations and firms. For all of these reasons, regions in which artists and gays have migrated and settled are more likely than others to provide an environment that is more open to innovation, entrepreneurship, and new firm formation.«³⁶

Eine andere Möglichkeit diese Lebenslage auf einen Begriff zu bringen, der die implizierten Freiheits- und Flexibilitätspotentiale dieser marginalisierten Gruppen darüber hinaus als Teil einer neoliberalen Idealisierung desavouiert, ist der Begriff des Prekariats.

2.2 Die diskursive Eigendynamik des Prekarisierungsbegriffs

So zeichnet sich die Internetbranche bereits zu Beginn der 1990er Jahre in besonderer Weise dadurch aus, dass sie sich im Schnittfeld von Technologie- und Dienstleistungsorientierung zu einem Erwerbsfeld entwickelt, das wie kaum ein zweites die zu dieser Zeit einsetzenden Auflösungstendenzen der institutionellen Verfasstheit von Arbeit widerspiegelt, die für die tayloristisch-fordistische Regulationsweise bis dahin strukturprägend war (Manske 2013: 14). Zu denken ist hier etwa an die Erwerbsform der Alleinselbstständigkeit, die mit den Begriffen der soziologischen Ungleichheitsforschung ausgedrückt »am Randgebiet von Normalarbeit siedelt und einem Regulationsmodus unterliegt, der nicht in korporatistische Strukturen eingebunden und wegen mangelnder Zertifikate wohlfahrtsstaatlich nicht eingehegt ist« (Manske 2006: 28). Dementsprechend wird der Zugang zu diesem Arbeitsmarktsegment auch nicht über die typischen Wege kanalisiert, sodass sich hier viele Autodidakt*innen finden und der Quereinstieg eher die Regel denn die Ausnahme darstellt. Der Begriff »lavoro precario« scheint in Bezug auf die Thematisierung von Lebensverhältnissen und in besonderem Konnex zur Arbeit, das erste Mal in marxistischen Kreisen der oppositionellen politischen Strukturen Italiens verwendet worden zu sein, die sich in Bezug auf Antonio Gramsci mit der Lage süditalienischer Arbeitsmigrant*innen in norditalienischen Industriezentren

36 Florida (2012: 245).

auseinandersetzen. Über die weitaus populäreren Theorien zu Ungleichheitsverhältnissen in globalem Maßstab, die vor allem durch Pierre Bourdieus »La misère du monde« und Robert Castels »Les métamorphoses de la question sociale« befeuert wurden, wurden die Szenarien empirisch ausgebreitet, die Bourdieu mit dem ebenfalls viel beachteten Essay »Prekariat ist überall« Ende der 1990er Jahre zu einem konstanten Phänomen der Gegenwartsgesellschaft erklärt hat (Candeias 2008: 124f). Auch nach dem französischen Prekarisierungsforscher Patrick Cingolani zeichnet sich der theoretische Mehrwert des Prekaritätsbegriffs dadurch aus, dass mit ihm seit den 1980er Jahren über die Beschreibung von Arbeitsverhältnissen hinaus zunehmend auch soziale Verhältnisse in ihrer Beziehung zu verschiedenen Arbeitsformen thematisiert werden. Nach und nach ist so aus einem Adjektiv, das zur Beschreibung verschiedener Arbeitsformen diente, das Subjektiv des Prekären geworden, das die Soziallage einer ganzen Gruppe definiert bzw. sie unter diesem Begriff als solche konstituiert (Cingolani 2013: 33).

»Dem etwas angestaubten Begriff »creative industries« haben sich neue wie »digital bohemia« oder Prekariat hinzugesellt. Und während Feuilleton und Politik noch über Begrifflichkeiten diskutieren, haben sich schon lange neue Praxen des Arbeitens, Geldmachens und Zusammenwirkens entwickelt. [...] Das Leben und Arbeiten der Kreativen Klasse verläuft auf dem schmalen Grat zwischen Kunst und Kultur, Job und Hobby und zwischen Freizeit und Prekariat. Die Übergänge sind fließend und nicht immer klar zu trennen. Aus diesem Grund haben sich Künstler, Kulturschaffende, Studierende und EventorganisatorInnen zusammengefunden, gemeinsam die Bedürfnisse der Kreativen Klasse zu ergründen, deren kulturelles Selbstverständnis zu manifestieren und die Erfordernisse für das Leben als kreativ Arbeitende in einer Stadt aufzuzeigen.«³⁷

An einer derartigen Definition orientiert sich auch die öffentliche Debatte im deutschen Sprachraum, die sich vor allem an einer Studie der Friedrich-Eberst-Stiftung aus dem Jahr 2006 entzündete, durch die etwa 8 % der arbeitsfähigen Menschen aus den alten und neuen Bundesländern zu einem *Prekariat der Abgehängten* erklärt wurden, mit dem sich für die Sozialstrukturanalyse zunächst das Bild eines »stark ostdeutsch und männlich dominierte[n]« Typs von »Arbeitslosen« verband, der in besonderem Maße »von sozialem Ausschluss und Abstiegs Erfahrungen« geprägt sei.³⁸ Diese Vorstellung, der in prekären Verhältnissen lebenden Entitäten ist im deutschsprachigen Diskurs damit lange kongruent zur französischen Ungleichheitsforschung, die (wie bei Bourdieu besonders deutlich wird) von Menschen in

37 Quelle: <https://contemporarylabour.wordpress.com> (zuletzt aufgerufen 08.11.2016).

38 »Gesellschaft im Reformprozess« – Die Friedrich-Ebert-Stiftung untersucht Reformbereitschaft der Deutschen« Quelle: www.fes.de/aktuell/documents/061017_Gesellschaft_im_Reformprozess_komplett.pdf (zuletzt aufgerufen 20.10.2016).

einer prekären Lage annimmt, dass sie strukturell in ihrer Fähigkeit beeinträchtigt sind Zukunftsprojekte zu entwerfen, da ihnen die Voraussetzung für »jegliches sogenannte rationale Verhalten« fehle, »angefangen beim ökonomischen Kalkül« (Bourdieu 1998: 109). Ein solches Bild ist in der Prekarisierungsdebatte zur Zeit der Friedrich-Ebert-Studie allerdings längst nicht mehr unangefochten und wurde bereits vielfach mit soziologischen Studien konfrontiert, die das Phänomen des Prekariats nicht auf spezifische Milieus der »Social Underclass« oder eine besonders deprivierte Form des Subproletariats begrenzt sahen, sondern es in viel weitreichenderer Hinsicht vor allem mit den sozialkritischen Prämissen der Gender-Studies und zeitdiagnostischen Analysen des arbeits- und sozialpolitischen Wandels verbanden, der sich im Zuge der 1990er Jahre zu vollziehen begann. So verbindet sich mit dem Begriff der Prekarisierung geschlechterpolitisch gewendet nicht nur ein abweichendes Regulierungsniveau des Tarifrechts, des Einkommens oder der rechtlichen Schlechterstellung anhand von Leih- und Kurzarbeitsverhältnissen, sondern z.B. auch die mangelnde Anerkennung von Hausarbeit, die seit jeher einer betrieblichen Ausgliederung noch dazu gänzlich unbezahlter gesellschaftlicher Arbeitskraft gleichkommt. Der meist industriegesellschaftlich verengte Deutungsrahmen der Prekarisierungsdebatte vernachlässigt dabei nicht nur, dass prekäre Lebensverhältnisse für Frauen (ob im Kontext von häuslicher Reproduktion oder z.B. im Erwerbsfeld der Care-Berufe) bis heute eher die Regel denn die Ausnahme darstellen (Candeias 2008: 135f),³⁹ vielmehr bemisst sich die Sozialkritik der Ungleichheitsforschung einseitig an den Standards der fordistischen Erwerbsregime, ohne die mit ihnen verbundene geschlechterspezifische Arbeitsteilung nach Maßgabe des Familienernährermodells in Frage zu stellen. Eine derartige normative Überhöhung des androzentrischen Normalarbeitsverhältnisses ist damit aus geschlechterpolitischer Perspektive für sich genommen bereits problematisch (vgl. Manske 2007: 33). Der geschlechtliche und industriegesellschaftliche Bias des öffentlichen Prekarisierungs-Diskurses wird allerdings Mitte der Nuller-Jahre zunehmend durch Analysen irritiert die neben dem vermeintlich männlich geprägten Milieu des betrieblichen Niedriglohnsektors, das durch die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung als sozial »abgehängtes Prekariat« bestimmt wurde, eine ganze Reihe an Erwerbsmodellen unter dem Prekaritätsbegriff versammeln, die zwar unsicher und sozialrechtlich kaum abgesichert sind, deren sozialstrukturelle Zusammensetzung sich im Sinne einer »Prekarisierung auf hohem Niveau« (Manske 2007) allerdings eher aus den gehobenen Rängen entsprechender Schichtungsmodelle rekrutiert. Bemessen an den Bestimmungskriterien der Ungleichheitsforschung (also der Unterschreitung von Standards in Bezug auf das Normalarbeits-

39 Eine Tendenz die sich auch bei zunehmender Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt fortsetzt. Der verminderte Rechtsstatus von Frauen die in Care-Berufen ist hier nur als ein Beispiel zu nennen.

verhältnis) müssen demgemäß auch Wissenschaftler*innen, Journalist*innen und Webdesigner*innen zum Prekariat gezählt werden (vgl. Candeias 2008: 12), ohne dass die deterministische Gleichsetzung des Prekariats mit einem Milieu der lethargischen Perspektivlosigkeit oder vergleichbaren Zuschreibungen auf sie anwendbar wären.

Die Frage ob die prekäre Arbeitskraftunternehmerin vor dem Hintergrund dieses strukturellen Wandels inzwischen zu einer neuen Grundform der Ware Arbeitskraft geworden ist, lässt sich aus diskurstheoretischer Perspektive allerdings schon allein aufgrund der für die sozialkonstruktivistische Epistemologie typischerweise eher unverbindlichen Verwendung des Wortes »ist« nicht klar beantworten, dass als flektierte Form des Verbs »sein« zwar die Zielmarke der soziologischen Sozialstrukturanalyse bildet, aus poststruktureller Sicht aber immer nur eine vorübergehende kollektive Übereinkunft meinen kann, deren Herstellungsbedingungen gleichsam den Hauptanalysefokus bilden. Wie Bröckling bemerkt ist daher auch der Status der diskursiven Figur »Künstlerin« oder »Unternehmerin« selbst prekär. »Ein ganz und gar unternehmerisches Selbst gibt es so wenig wie einen reinen Markt. [...] Künstler und Unternehmer ist man immer nur *à venir* – stets im Modus des Werdens, nie des Seins« (Bröckling 2014: 2). Auch wenn sich die Diskursforschung selbst keine Aussage über den »Ist-Zustand« der »Wirklichkeit« zu treffen erlaubt, kann sie die Ergebnisse entsprechender Forschungen aber nach eigenen Prämissen als Indikatoren dafür nehmen, unter welchen Vorzeichen gesellschaftliche Wirklichkeit konstruiert und problematisiert wird. In dieser Hinsicht scheinen die soziologischen Analysen zu den Erwerbsbiografien aus den Bereichen verschiedener Kultur-, Wissens-, Bildungs- und Medienberufe dabei vor allem die Annahme zu befördern, dass die Deformalisierung von Arbeitsstrukturen vergleichsweise häufig mit einem hohen Maß an Eigeninitiative und Experimentierbereitschaft einhergeht und von den potentiell betroffenen hier gerade nicht als deterministische Kategorie ausgewiesen wird. Insbesondere durch qualitative Untersuchungen wie z.B. Interviews mit akademisch gebildeten, kulturorientierten Anhänger*innen der Wissens- oder Medienbranchen großstädtischer Ballungsräume reproduzieren sich dabei unweigerlich Selbstbilder die im weitesten Sinne kongruent zu den identitätspolitischen Distinktionen sind, die sich in den Publikationen der Creative Class finden. Im Desiderat dieser Interviews wird Arbeit z.B. als eine Sinnquelle dargestellt und vom Gelderwerb als ausschließliche Funktion abgegrenzt (Manske 2007: 188). Die hiermit oftmals in Zusammenhang stehende prekäre Lebenslage erscheint in den methodisch kontrollierten Selbstauskünften als kollateraler Schaden an der strukturierten Lebens- und Erwerbsplanung, der aber durch ein erhöhtes Maß an Selbstbestimmung kompensiert wird. Letzteres hat etwa Manske anhand von alleinselbstständigen Webdesigner*innen exemplarisch für den Bereich dienstleistungsorientierter Technologie- und Medienberufe untersucht (Manske 2006: 165). Dabei setzt sie den vornehmlich deterministisch

verwendeten Begriff der Prekarität in den Kontext einer liberal- und freiheits-ideologischen Abgrenzung gegenüber konformen Lohnarbeitsverhältnissen.

Ob im betrieblichen Kontext oder in der Alleinselbstständigkeit, der primäre Arbeitsmodus zeichnet sich dabei seit den späten 1990er Jahren zunehmend als eine unmittelbare Beziehung zum Markt aus. Zu den stärksten Effekten, den eine solche Internalisierung des Marktes innerhalb der Betriebe bewirkt (Monda-schl und Sauer 2000), zählt z.B. dass Zumutungen im Arbeitsprozess anders als in den hierarchisch strukturierten Arbeitsverhältnissen nicht länger als kritisierbar erscheinen, da Risiko und Verantwortung an die Arbeitenden weitergeleitet wurde (Spilker 2010: 111). Manske argumentiert in Bezug auf Alleinselbstständige ähnlich und spricht von einer radikalen Vermarktlichung. Radikal marktvermittelt ist demnach die Lebenslage, in der sich jede nicht marktkonforme Lebensentscheidung negativ auf die eigene Stellung am Markt auswirkt und sich im Umkehrschluss Veränderungen am Markt unmittelbar auf die Lebenslage auswirken kann. Der Term radikal marktvermittelt ist daher in vielen Fällen synonym mit dem Begriff prekär (Manske 2006: 165).

Ein Umstand, der sich durch die periodischen Strukturkrisen der neuen Technologiemärkte noch einmal verstärkt. Vor allem Ende der 1990er Jahre führte dies dazu, dass die sozioökonomischen Eruptionen auch die New Economy erschütterten und zumindest zeitweise ihres euphorischen Grundtenors beraubten: Der Begriff *Prekariat* wurde zu diesem Zeitpunkt zu einer Selbstbezeichnung.

So gewendet erscheint das Prekariat selbst nach Maßgabe der soziologischen Ungleichheitsforschung weniger als eine klar identifizierbare Erscheinung inmitten einer ansonsten konstanten und generalisierbaren Form von Arbeitsverhältnissen, sondern vielmehr als ein Teilprozess eines grundsätzlichen arbeitsgesellschaftlichen Strukturwandels, der gleichermaßen Ausdruck »einer allgemeinen gesellschaftlichen Kultur der Unsicherheit« (Candeias 2008: 126) ist,⁴⁰ die in elementarem Sinne mit dem hegemonialen Imperativ der Selbstaktivierung im Zusammenhang steht. Das Phänomen der Prekarisierung ist damit fernab der Kategorisierungen der soziologischen Sozialstatistik auch im poststrukturalistischen Sinne in zweifacher Hinsicht interessant, um die Subjektverhältnisse moderner Arbeitswelten zu beschreiben: Zum einen mit Blick auf die diskursive Eigendynamik des Begriffs, der von einer distinktiven Sozialkategorie der Sozialstrukturanalyse oder statistischen Sozialwissenschaft zu einer (in weiten Teilen selbstkritischen) Identitätsbezeichnung avanciert ist, unter der sich inzwischen die Wissens- und Kreativarbeitenden in Abgrenzung zur linearen Erwerbsbiografie selbst versammeln. Zum zweiten lässt er sich allerdings auch als nicht-diskursive Seite einer postfordistischen Gouvernementalität fassen (vgl. Spilker 2010: 103), die im Zeichen von

40 Die auch Pierre Bourdieu im Sinn hatte als er in einem vielbeachteten Essay danach fragte ob das Prekariat nicht längst überall sei (1998).

Projektarbeit, Flexibilisierung und Vermarktlichung eine strukturelle Unsicherheit errichtet, deren Ballungszentren sich mit den westlichen Technologiemetropolen überlagern. Wobei prekäre Beschäftigungsverhältnisse, wie das Ideal künstlerisch kreativer Arbeit diskursiv nicht auf die Kreativwirtschaft begrenzt sind, sondern als Prototypen neuer Normalarbeitsverhältnisse (vgl. Candeias 2008: 123) oder zumindest zusätzlicher Normalarbeitsstandards (Pongratz und Voß 2003: 242) in die Gesellschaft ausstrahlen.

Den sozialstrukturellen Annahmen über die allgemeine Verschärfung von Arbeitsbedingungen im Kontext der New Economy kann daher insoweit gefolgt werden, als dass sie neben den appellativen und präskriptiven Anrufungen, auf die sich die Gouvernamentalitätsstudien konzentrieren, durchaus ökonomische und rechtliche Erklärungsfaktoren für die andauernde Konjunktur der mikropolitischen Ratio des unternehmerischen Selbst liefern, das in zunehmend mehr gesellschaftlichen Bereichen eine kaum mehr in Zweifel zu ziehende Plausibilität für sich beansprucht (vgl. Bröckling 2007: 50).

2.3 Self-Tracking und Kreativwirtschaft

Anhand der unterschiedlichen Einflüsse, Anreize und Dringlichkeiten, die im Zuge der vorangegangenen Spurensuche versammelt wurden, lässt sich so ein zumindest grobes Bild der Subjektivität nachzeichnen, für dessen Erreichen die Entwicklung und Anwendung von Selbstvermessungstechnologien als ein passabler Weg erscheint. Selbstvermessungstechnologien lassen sich vor dem Hintergrund kulturkritischer Subjekttheorien und zumindest exemplarischer Betrachtungen interdiskursiver Schnittmengen (z.B. mit den Themenfeldern postfordistischer Arbeitskultur und regionaler Wirtschaftspolitik) als situative, soziotechnische Arrangements aber auch als Design-Objekte und ästhetische Artefakte begreifen, in denen sich bestimmte Problemszenarien und distinktive Identitätsmerkmale qua Inskription bündeln. Dabei ist zum einen an die zunehmende Ablehnung von konformistischem Massenkonsum zu denken, die im Zuge voranschreitender Individualisierung die Erosion der Grenzen zwischen Konsumtion und Produktion und persönlicher Identität bedingt. Zum anderen erscheint es vielversprechend, das Phänomen der Selbstvermessung auch mit Blick auf die grundsätzliche Reinszenierung gesellschaftlicher Wertvorstellungen in Bezug auf Arbeit zu betrachten, die sich unter den Vorzeichen subjektiver Selbstverwirklichung in libidinös besetzte Idealisierungen kreativer, eigenständiger Tätigkeiten projizieren. Hierzu tragen auch die tiefgreifenden strukturellen Veränderungen in den Sozialsystemen moderner Staaten bei, die ihrerseits das Ende des Vorsorgestaats (Ewald 1993[1983]) und kollektiver Wohlstandsversprechen einläutet und sozioökonomische Unsicherheit im Zuge von »Reaganomics«, »Thatcherism« und

»Agenda 2010« auch für hochqualifizierte Wissens- und Technologiesegmente auf Dauer stellen. Anders als das Bild, das die statistische Sozialstrukturanalyse lange von »dem Prekariat« gezeichnet hat, werden unter Prekarisierten in jüngeren soziologischen Untersuchungen, aber auch im diskursiven Austausch der Kreativarbeitenden untereinander, nicht mehr nur Angehörige eines lethargischen und perspektivlosen Subproletariats summiert, sondern ebenso die Angehörigen einer agilen Avantgarde, die analog zu den Idealen unternehmerischer Selbstständigkeit in der Lage sind, eigenständig Ressourcen zu akquirieren, Firmen zu gründen und ihren beruflichen Fokus unentwegt zu verschieben. Aspekte, die spätestens mit dem Crash des »Dot-Com-Booms« und dem Ende der »Roaring Nineties« (Manske 2007: 65) zu überlebenswichtigen Fähigkeiten in den Technik- und Medienberufen werden, da die Deformalisierung von tayloristisch-fordistisch regulierten Arbeitsstrukturen sowie ihrer staatlichen Absicherung in der Regel durch ein hohes Maß an Eigeninitiative und Experimentierbereitschaft ausgeglichen werden muss (Manske 2007).

Self-Tracking-Tools lassen sich dementsprechend sowohl als ein technologisches Derivat fassen, in dem gemäß eines zur Norm ausgewachsenen Klimas der Kreativität Ideenreichtum und elaborierte Problemlösungsfähigkeiten praktisch unter Beweis gestellt werden, als auch als ein Modus in dem intrinsisch auf Rationalitätskrisen im arbeitsstrukturellem und wohlfahrtsstaatlichem Wandel reagiert wird.

Während der sog. Digital-Labour-Conference bemerkten die Teilnehmer*innen selbst, dass das Jahr 2008, das auch das Jahr ist in dem Quantified Self das erste mal öffentlichkeitswirksam in Erscheinung trat, gleichermaßen durch eine Vielzahl technologischer Innovationen und Krisenereignisse geprägt war:

»The past decade was not only about advances in digitization, increased processing power, the popularization of cloud computing and the »sharing economy;« it was also about the crash of the financial system in 2008, vast attacks on employment and worker rights[...].«⁴¹

Die Projektförmigkeit oder die verschiedenen Effizienz- und Optimierungsimplicationen dieser Technologien sind dabei zugleich als ein Spiegel steigender Anforderungen in Bezug auf die individuelle erwerbswirtschaftliche Leistungsfähigkeit und als das Ergebnis produktorientierter Innovationsprozesse zu betrachten, im Zuge derer jede Erfindung noch augenblicklich auf ihr potentielle Marktauglichkeit geprüft wird, was die allseits geforderte Selbsterfindung mit einschließt.

Zudem erscheint es sinnvoll Self-Tracking-Tools, trotz ihrer potentiell globalen Anschlussfähigkeit als digitale Internettechnologien, auch unter Berücksichtigung lokaler Spezifika zu betrachten, da sie mitunter innerhalb der Innovations-

41 Quelle: www.digitallabor.org/ (zuletzt aufgerufen 20.10.2016).

netze großstädtischer Tech-Communities oder aus künstlerisch-kreativen Joint-Ventures hervorgehen. Schon fragmentarische Einblicke in den Diskurs der stadtplanerischen Regionalentwicklung offenbaren sehr deutlich, wie anhand entsprechender Interventionen aktiv versucht wird, städtische Umgebungen als »Seedbed« für die kreative Technologie-Entwicklung lokal zu kultivieren und ein hierzu passendes Arbeitssubjekt zu erzeugen. Unter dem Label Creative Industries laufen die lange Zeit konträr gehandhabten Stereotype der Künstlerin und der Unternehmerin dabei mehr und mehr aufeinander zu.⁴² Im Zuge dieser Gegenbewegung werden Künstler*innen im Diskurs tendenziell als defizitäre Unternehmer*innen mit zu bemängelnder Marktorientierung adressiert, während von Unternehmer*innen gleichzeitig ein Maß an Opferbereitschaft, Flexibilität und Unkonventionalität erwartet wird, das bisweilen eher als typisch für die intrinsisch motivierte Künstlerin galt. »Kreativität« erwächst auf diesem Weg daher sowohl zu einem Subjektivationsziel wirtschaftspolitischer Diskurse und nicht-diskursiver Maßnahmen, als auch zu einem Modus der Problemlösung und Selbstformung. Insbesondere das Silicon Valley wird in diesem Zusammenhang als geradezu sinnbildlich für eine entrepreneuriale Kultur betrachtet, in der die wirtschaftliche Infrastruktur aus führenden Technologiebranchen und eine strukturelle »Prekarisierung auf hohem Niveau« (Manske 2007) als materielle Bedingung auf den gesellschaftlichen Imperativ der selbstständigen Problemlösungskreativität treffen. Die hieraus erwachsende postbürokratische und vornehmlich projektförmig organisierte Arbeitskultur bindet das wirtschaftliche Überleben entsprechend an ein Selbstverständnis, das produktiv zwischen den Extrempolen kreativer Unkonventionalität und unternehmerischer Rationalität changiert und auf jedes individuelle oder gesellschaftliche Problem mit einer technologischen Innovation zu reagieren versucht. Der Umstand, dass viele Self-Tracking-Technologien in eben dieser Weise auf das rhetorisch-ideologische Rahmenwerk des »Californian way of life« (Reckwitz 2010: 555) referieren und sich das überindividuelle Selbstverständnis als »Quantified Self« ausgerechnet in den wissensintensiven Arbeits- und Konsumtionsmilieus westlicher Postindustrialisationen formuliert, kann daher ebenso wenig als zufällig betrachtet werden, wie ihre sozialrevolutionäre Lackierung als politische Bewegung.

2.4 Datataining, Data Selfies, Data Artists

Obleich die Anrufung der Unternehmerin, an der die Künstlerin weit stärker parasitiert als umgekehrt, schlägt sich die gegenseitige Indienstnahme (Bröckling

42 »Obleich die Anrufung des Unternehmers weitaus stärker an der des Künstlers parasitiert als umgekehrt, verändert diese gegenseitige Indienstnahme ohne Zweifel das Selbstverständnis beider« (Bröckling 2014: 1).

2014: 15) beider Leitbilder nicht nur in Form von diskursiven Selbstverständnissen, Mustern des Begreifens von Arbeit als intrinsische Kreativakte oder nicht-diskursiven Modi der Arbeitsorganisation nieder, sondern schreibt sich auch in die Arbeitsprodukte selbst ein. Dies betrifft die Präsentationen von Vermessungsprojekten während der zahlreichen Meetups und Konferenzen, ihre kontinuierliche Dokumentation auf Blogs oder im Social Web, sowie die Entwicklung der Vermessungs- oder Visualisierungssoftware selbst. So sind während der Projektpräsentationen einfache tabellarische Datensätze oder dergleichen eher selten zu sehen. Vielmehr überbieten sich die Self-Tracker*innen unentwegt nicht nur in der Originalität der angewendeten Methoden, Korrelationen oder der Untersuchungsgegenstände, sondern auch in der Ausgefallenheit ihrer visuellen Aufbereitung. Die Daten-Collagen der Quantified-Self-Mitglieder scheinen dabei nicht nur der erleichterten Vermittelbarkeit einfacher Zählungen oder komplexer mathematischer Beziehungen durch die Verwendung von Diagrammen, Graphen und Kurven zu dienen. Vielmehr erwecken die Präsentationen der Quantified-Self-Mitglieder und auch die Grafiken der Apps proprietärer Software-Firmen zusätzlich den Eindruck, sich mal konform, mal divergent an einem ästhetischen Kanon auszurichten. Ein emotional ansprechendes *Datataining*, das nicht selten durch enthusiastische Bewertungen oder die sprachliche Unterstreichung der eigenen Begeisterungsfähigkeit und ein lustvolles Experimentieren mit der eigenen Verdattung begleitet wird:

»I wrote an open-source app to track everything. It draws nice charts [...] What I now have... is wonderful! I have a SQLite database on my computer and can ask questions like: how much do I sleep in average?«⁴³

Das verallgemeinerte Dispositiv der Kreativität etabliert auch hier ein Regime des Neuen, das auf die Hervorbringung ästhetischer Reize abzielt (Bröckling 2014: 15) und so das beständige Anwachsen der ohnehin bereits variationsreichen Palette verschiedener Darbietungsformen von Selbstvermessungen garantiert. Die Annual Reports der Self-Tracker*innen Nicholas Feltron und Lillian Karabaic gelten innerhalb der Quantified-Self-Community im Hinblick auf Ausgefallenheit und ästhetisches Arrangement inzwischen nahezu als Institutionen, denen nicht selten ein stilprägender Einfluss auf andere Selbstverdattungspräsentationen nachgesagt oder auf die sich in teils ehrfurchtsvoll anmutendem Duktus berufen wird.

»I have a few data viz heros! Jer Thorpe, of the new york times, makes beautiful interactive data visualizations and is one of the best speakers I have ever seen.

43 Antwort einer Self-Trackerin auf die Frage nach ihrer Motivation. Quelle: <https://forum.quantifiedself.com/thread-i-wrote-an-open-source-app-to-track-everything-it-draws-nice-charts> (inzwischen nur noch über Wayback-Maschinen abrufbar).

Nicholas Feltron [...] is a compulsive self-tracker who releases a gorgeous printed yearly report.«⁴⁴

Die grafischen Annual Reports von Feltron, der als führender Designer an der Facebook-Time-Line mitgewirkt hat, werden diskursiv dabei als Kreuzungsprodukt eines musengeküssten Genies und »mindmappenden« Querdenkers (vgl. Bröckling 2007: 154) gehandelt, dem trotz glaubhafter Zurschaustellung ästhetischen Selbstzwecks der unternehmerische Sinn nicht abhanden kommt. Feltrons Annual Reports, mit denen er seine gesammelten Kommunikations-, Gesundheits oder Bewegungsdaten eines Jahres in Form mehrfarbiger Tabellen, Kurven und Diagramme collagiert, sind mit einer limitierten Auflage von 3000 Kopien »[p]rinted with 4 color process and additional 3 spot colors including fluorescent and metallic inks with metallic foil-stamped cover«⁴⁵ käuflich zu erwerben. Zudem arbeitete er an der App Daytum mit, die in besonderer Weise darauf ausgerichtet ist, die ästhetische Darstellung von Lifelogging-Daten zu ermöglichen.

Auch der neunte Annual Report von Lillian Karabaic, der sich u.a. auf eine Studie zu Burnout im Zusammenhang mit dem Antritt eines neuen Jobs befasst und der auf der Quantified-Self-Website auf Grund der »entertaining visualizations«⁴⁶ angepriesen wird, bezieht seine Inspiration gleichermaßen aus verschiedenen Darstellungsformen des Feltron Reports sowie des Economist Magazine.⁴⁷

Nicht zuletzt anhand des gemessenen Zeitaufwandes für die unterschiedlichen Arbeitsschritte lässt sich über eine Gewichtung der Geltung mutmaßen, die hier jeweils auf die Erfassung von Daten und ihrer visuellen Aufbereitung entfallen:

»This report, which is the 9th annual quantified self report by Lillian Karabaic, involved 31.6 hours of design, 5.4 hours of writing, and 6.2 hours of data work.«⁴⁸

Websites und Apps wie Daytum, die derart zur Setzung ästhetischer Schwerpunkte tendieren, bilden zwar Ausnahmen innerhalb des Diskurses, allerdings sind sie dennoch keine Randerscheinungen. Vielmehr polarisiert sich an ihnen die diskursive Aushandlung des Verhältnisses von Funktionalität und Ästhetik, wobei sie die entsprechenden Grenzen markieren. Wohingegen die Dokumentation eines

44 Self-Trackerin Katie McCurdy in einem Interview mit Quantified Self. Quelle: <http://quantifiedself.com/-/2012/03/talking-data-with-your-doc/> (zuletzt aufgerufen am 14.02.2017).

45 Quelle: <http://feltron.bigcartel.com/product/2014-annual-report-pre-order> (zuletzt aufgerufen am 14.02.2017).

46 Quelle: <http://quantifiedself.com/?s=annual+report&x=0&y=0> (zuletzt abgerufen am 14.02.2017).

47 »This report was inspired by the design of The Economist magazine«; »The average day wheels were inspired by Nicholas Feltron's annual report.« Quelle: <http://anomalily.net/the-year-2016/> (zuletzt aufgerufen am 14.02.2017).

48 Quelle: <http://anomalily.net/the-year-2016/> (zuletzt aufgerufen am 14.02.2017).

Show&Tell in New York City die Präsentation einiger Daytum-Daten-Collagen durch Nicholas Feltron als »Beauty of Self-Tracking«⁴⁹ betitelt, bleibt eine Kritik an der deutlichen Übergewichtung von Visualisierungstechniken bei gleichzeitigem Mangel an analytischem Mehrwert in Form vieler User-Kommentare⁵⁰ aber auch anderer Autoritäten der Quantified-Self-Community nicht aus:

»Daytum, which is mainly about self-expression, will be nifty for the person who uses data mainly as a feature of personal identity. Daytum's origin is in the Feltron Annual Report by Nicholas Feltron; an annual report serves many purposes, but data analysis is not one of them.«⁵¹

Dennoch liegt der Grund weshalb ihnen im Self-Tracking-Diskurs eine Sonderstellung zugewiesen wird darin, das ihnen eine graduelle Überbetonung von Ästhetisierungsformen und keine kategorische Unvereinbarkeit mit den Leitmaximen der Self-Tracker*innen unterstellt wird. Extreme wie die Annual Reports von Feltron und Karabaic lassen sich letztlich als Ausdruck einer kontrollierten Unangepasstheit lesen, deren Kultivierung zu transformierbaren Werten sowohl im Bereich der Kunst als auch der Ökonomie führen kann, »weil sie authentischer Ausdruck künstlerischer Freiheit ist beziehungsweise ökonomisch gesehen ein Alleinstellungsmerkmal darstellt« (Bröckling 2014: 16). Von den Extrempolen abgesehen, fungieren überdeutliche Ästhetisierungen dieser Art auf ein bestimmtes Identitätsnarrativ des Self-Tracking-Diskurses, das sich vor allem im Bereich des Lifeloggings findet, und auf einer möglichst umfassenden, lückenlosen und langwierigen Protokollierung einzelner Lebensaspekte basiert, ohne dass dabei zwingend

49 Quelle: <http://quantifiedself.com/2009/06/nyc-q-s-showtell-i-the-beauty/> (zuletzt aufgerufen am 14.02.2017).

50 Ein Kommentar des Users »Michael« unter dem Artikel: »The 2009 Feltron Annual Report – OCD Made Sexy« auf <https://flowingdata.com>: »It's definitely attractive. Unfortunately it is also seemingly pointless ... unless the point is to look pretty. There is no real value to the reader and he makes no attempts to capitalize on his findings and change his actions from year to year. He just tracks information and spits it. Again pretty, but pretty useless.« Quelle: <http://flowingdata.com/2010/01/26/the-2009-feltron-annual-report-o-c-d-made-sexy/> (zuletzt aufgerufen am 14.02.2017). OCD steht für »Obsessive-Compulsive Disorder« – eine im ICD-10 geführte Form von zwanghafter Persönlichkeitsstörung, die sich durch Rigidität, Perfektionismus und ein ausgeprägtes Kontrollbedürfnis auszeichnet. »Flowingdata« ist die Website von Nathan Yau, der nach der Promotion in Statistik an der University of California als Programmierer und Informationsdesigner tätig ist. Er ist Autor zweier Bücher über datenvisualisierung. Über die Website bietet er Tutorials zur visuellen Aufbereitung von Daten an. »I strive to help people understand data in both their personal and professional lives. Hopefully they have fun in the process.« Quelle: <https://flowingdata.com/membership> (zuletzt abgerufen am 15.02.2017).

51 Quelle: <http://quantifiedself.com/2009/04/flowing-data-dream-of-a-perf/> (zuletzt aufgerufen am 14.02.2017).

nach Korrelationen zwischen verschiedenen Variablen gesucht wird. Die Daten-Praktiken, die diesen Modellierungen zu Grunde liegen, zielen in besonderem Maße auf solche Ereignisse, denen für gewöhnlich kaum Aufmerksamkeit geschenkt wird. Für viele der enthusiastischen und akribischen Lifelogging-Projekte ist der Mangel einer klaren Zieldefinition daher symptomatisch. Diese Projekte folgen nicht selten der Logik eines freischwebenden Empirismus, der sowohl Fragen als auch Antworten aus dem gleichen Datensatz generiert.

In der ästhetischen Hülle bunter Diagramme konvertieren Apps wie Daytum Tätigkeiten, die in anderen Kontexten (oder eben schon in Form anderer Datenvisualisierungen wie einfacher Tabellen) kaum einen Aufmerksamkeitswert beinhalten würden, in kreativ anmutende distinktive Formen der Selbstdarstellung: »Create the ultimate data-selfie.« Ähnlich wie Daytum reagiert auch die App Frickbits dabei in paradoxer Weise auf ein grundlegendes Problem der datenbasierten Selbstdarstellung. Frickbits, Daytum und viele andere Lifelogging-Tools, die die Darstellungsvarianz über analytische Anwendungsmöglichkeiten stellen, wirken wie experimentelle Aufwertungsversuche von eher variationsarmen Lifelogs, deren Monotonie sich ein Stück weit schon durch die erforderte Regelmäßigkeit dieser Datenpraktik bedingt und so in den meisten Fällen zuallererst eine numerische Sichtbarkeit von Alltag erzeugt. Die akribischen Arbeiten der Konzeptualisten Tehching Hsieh oder On Kawara, der Teilaspekte seines Lebens in den 1970er Jahren durch Schwarz-Weiß-Fotos und eine Stempeluhr protokollierte, aber auch schon die Tabellen zur Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung des Statistischen Bundesamtes, bieten eindruckliche Gegenbeispiele für die glanzlose Tristesse nüchterner Datensätze oder protokollarischer Fotografie.

Da sich nicht nur die verdateten Tage der Lifelogs in akkumulierter Form zu einem prototypischen Alltag normalisieren, sondern auch die Datensätze verschiedener Lifelogger*innen zumindest strukturtypische Ähnlichkeiten aufweisen, wundert es nicht, dass überall dort, wo sie zur Selbstexpression genutzt werden, die spezifische Form der Darstellung, also die individuellen Fähigkeiten der Bearbeitung und Präsentation in der Vordergrund rücken.

Vergleichbar mit den Filtern von Instagram, die jedes banale Alltagsfoto in die warme Atmosphäre karibischer Urlaubsbilder zu tauchen vermögen, stellen sich allerdings auch im Fall von Data-Selfies Gewöhnungseffekte ein, insofern der Aufmerksamkeitseffekt relational zur steigenden Nutzung der Technologien und der Verbreitung ihrer medialen Produkte sinkt. Sie folgen daher einer generalisierten Anrufung, die durch eine paradoxe Logik durchzogen ist. Denn »[w]enn jeder besonders sein soll, gleichen sich alle darin, sich von den anderen unterscheiden zu müssen« (Bröckling 2014: 16). Der Bedarf an Einzigartigkeit erzeugt so immer wieder Angebote, die eine künstlerisch, ästhetische Selbstinszenierung niedrigschwellig jeder und jedem ermöglichen, womit sie die Grenzen der Einzigartigkeit gleichzeitig verschieben.

Das Image der Apps Daytum und Frickbits wäre ohne die biografischen Verweise auf ihre Macher*innen unvollständig. Bei beiden handelt es sich um Produkte eines Innovations- und Vermarktungsprozesses, der unmittelbar auf Ästhetisierungen und der Inszenierung künstlerisch-kreativen Handelns basiert. Kongruent zu der seit den späten 1960er Jahren anhaltenden Transformation der modernen Unternehmen zu kulturellen und affektiven Orten, die über die Einbettung der Mitarbeiterin als interpretierendes und emotionales Wesen gleichermaßen das volle Spektrum ihrer Persönlichkeit in den Arbeitsprozess einzugliedern bemüht sind (vgl. Reckwitz 2011: 185), vollzieht sich auch eine Emotionalisierung der Arbeitsformen und der mit ihnen verbundenen Symboliken und Semantiken. Das kreative Spiel mit kollektivierte Daten ist so als ein Ausdruck der enthusiastischen Affizierung genuin technokratischer Arbeitsprozesse durch ein Subjekt zu deuten, das mitunter vom stereotypen Modell, künstlerischer, nichtentfremdeter, expressiver Arbeit angeleitet ist (vgl. Boltanski und Chiapello 2003). Im Medium populärer Apps wie Daytum oder Frickbits spiegelt sich, den Maximen der Designökonomie entsprechend, die Einsetzung einer durchlässigeren Grenze zwischen Konsumtion und Produktion produktiv wider, während die Bedeutung der Ware im gleichen Zug hinter die sinnlich affektive Erfahrung zurückgestellt wird (vgl. Reckwitz 2011: 187). In dieser Form der Ökonomie sind die affektiven Relationen einerseits intersubjektiv und andererseits interobjektiv strukturiert, da sie nicht nur als Mittel der Selbstinszenierung dienen, sondern auch auf die Herstellung »faszinierender Objekte durch faszinierte Subjekte« zielen (Reckwitz 2011: 196).

»Take a spin through Daytum to see charts and lists of the most mundane details of people's lives, that, in aggregate, become fascinating.«⁵²

»As a break from working through some of the heavy papers on mood metrics that I asked for and received, I started playing with Daytum, the place to make pretty, web-based charts from your data.«⁵³

Datenkünstler*innen wie Laurie Frick (die Programmiererin der App Frickbits), auf die sich diskursiv bezogen wird wenn es um eine Überbetonung der künstlerischen Seite in der sinnbildenden Kohärenz aus Unternehmer- und Künstlerfigur geht, stellt für diese Grenzverschiebungen ein eindrückliches Beispiel dar. Durch die Popularisierung und Verbreitung einer unkonventionellen und datenbasierten Selbstexpressions-App einerseits, bei gleichzeitiger Kultivierung von Alzeinstellungsmerkmalen andererseits.

52 Aus dem Web-Artikel: »Six Easy Ways to Graph Your Life« von Gina Trapani. Quelle: <http://lifelifehacker.com/5-242319/six-easy-ways-to-graph-your-life> (zuletzt aufgerufen am 17.02.2017).

53 Post auf der Quantified-Self-Website mit dem Titel »Daytum for Pretty Tracking« von Gary Wolf. Quelle: <http://quantifiedself.com/daytum/> (zuletzt aufgerufen am 17.02.2017).

»[D]ata artists are hardly the first to express themselves through their daily activities – or to try to find meaning within life's monotony.«⁵⁴

»It's your life, your data – why not turn it into art?«⁵⁵

Diskursiv erscheint die Position der Datenkünstlerin als Ursprungsort einer speziellen Form der Selbstdarstellung auf der Meta-Ebene von Datensätzen, die die Funktionalität der Datensätze vornehmlich in ihrem Potential für die Erzeugung ästhetischer Produkte bewertet. Sie ist gleichzeitig Verfallserscheinung der bürgerlich-traditionalistischen Opposition von Ökonomie und Kunst zugunsten einer »Strukturähnlichkeit von ökonomischen und künstlerischen Praktiken« (Reckwitz 2011: 237).

Die Definitionsgrenzen der Datenkunst werden dabei aber zwischen ihren eigenen Selbstexpressionen und der app-basierten Massenproduktion künstlerischer Selbstinszenierungen stabil gehalten, womit auf den Umstand reagiert wird, dass die Aufmerksamkeitsökonomie »nichts mehr bestraft als Langeweile« (Bröckling 2014: 16). Um Originalität und Einzigartigkeit sicherzustellen scheut sie dabei auch keine medialen Brüche zu Lasten der Weiterverwendbarkeit und Anschlussfähigkeit, die mit dem Verlust der digitalen Form einhergehen.

Ihre Kunstkarriere begann Frick zeitgleich mit der Entstehung der Quantified-Self-Community (»2007-now working artist«),⁵⁶ mit der sie eng verbunden ist.⁵⁷ Ihre Arbeit fokussiert hauptsächlich auf die maßstabgetreue Übertragung persönlicher Datensätze in den dreidimensionalen Raum physikalisch-haptischer Objekte. Zu ihren Arbeiten zählen etwa der Nachbau einer Time-Line aus Holzklötzen oder die Nachbildung eines Stress-Diagramms aus »handcut leather on stretched linen.«⁵⁸

Zwar erfüllen auch die aufgetürmten Bauklötze im weitesten Sinne noch eine heuristische Funktion als zumindest holzschnittartige Repräsentation gemessener Werte, allerdings macht das Beispiel deutlich, dass derartige Artefakte Ausdruck eines ästhetischen Selbstzwecks sind. Da es zu einer der zentralen Eigenschaften des Kunstbegriffs zählt, sich einer soziologischen Bestimmung zu entziehen, bzw.

54 Quelle: www.lauriefrick.com/ (zuletzt aufgerufen am 09.02.2017).

55 So lautet der Claim der iPhone-App »Frickbits«. Quelle: www.lauriefrick.com/ (zuletzt aufgerufen am 09.02.2017).

56 Aus den Biografischen Angaben von Laurie Frick. Vor 2007 war sie u.a. Co-Founderin eines Software-Unternehmens und als Marketing Director tätig. Quelle: www.lauriefrick.com/ (zuletzt aufgerufen am 09.02.2017).

57 Aktuelle Arbeiten von Laurie Frick werden regelmäßig auf der Quantified-Self-Website gepostet. Zudem präsentiert sie ihre Arbeiten auf den internationalen Konferenzen der Community.

58 Quelle: www.lauriefrick.com/stress-inventory/ (zuletzt aufgerufen am 09.02.2017).

die Antwort auf die Frage danach was Kunst ist und was nicht, mit den Prämissen der Rezeptionsforschung gesprochen, natürlich ganz im Auge der Betrachter*innen liegt, soll an dieser Stelle gar nicht erst versucht werden wissenschaftliche Kriterien zu bemühen, um zu entscheiden ob eine Zurechnung dieser Selbstverdatungsspielarten zum Kunstspektrum angebracht ist oder nicht.

Vielmehr erscheint es sinnvoll in den Blick zu nehmen welche Funktionen die Selbstexpressionen im Diskurs erfüllen, die unter dem Begriff Kunst firmieren. Aus der Perspektive der Visuellen Soziologie sind dies zu allererst spezifische Differenzierungsleistungen, die durch die Kunstartefakte in entsprechende Interaktionsfelder oder Diskurse eingeführt werden, bzw. die nötig sind um diese Diskurse um sie herum zu bilden.

Abstrakte zeitgenössische Kunstbilder tragen durch ihre oft kryptische Machart unweigerlich die Frage nach ihrer eigenen Deutungsweise vor sich her und werfen die weitergehende Frage danach auf, was das Objekt zum Ausdruck bringen soll, bzw. unter welchen Bedingungen es als Werk hergestellt wurde. Interpretationen sind hier zuvorderst Meinungen und müssen begründet werden. Damit wird über die Betrachtung des Bildes hinaus in der Kunst notwendiger Weise die diskursive Aushandlung von Deutungsoffenheiten des Interpretationsprozesses selbst in den Fokus der Betrachtung gezogen. Visuell ausgerichtete Kunst spannt also eine reflexive Ebene zwischen ansonsten latent ablaufenden Deutungsprozessen auf und lässt sich bedingt als ein Erkenntnisgenerierendes Werkzeug bezeichnen, dass immer wieder als Medium der Irritation tradierter Blickregime, Rezeptionsformen, medialer Dispositive oder alltäglicher Latenzen wirkt.

Obleich der Begriff »Data Artist« im Self-Tracking-Diskurs den Bereich kennzeichnet, an dem das Spiel mit den Repräsentationen von der mathematisch-analytischen Dimension des Self-Trackings abstrahiert und hier allenfalls aussetzt (»The-se pieces play on recent studies that show simple daily stress has a long-term effect on future chronic health problems«)⁵⁹ und er einen Kristallisationspunkt für vorsichtige Skepsis in Bezug auf die Aussagekraft derartiger Datenpraktiken bildet, führen künstlerische Umgangsformen mit den eigenen Daten erstaunlicherweise *nicht* zu einer Irritation der verschiedenen Selbstverdatungspraktiken oder zu einer kritischen Thematisierung der persuasiven Effekte visueller Datenrepräsentationen im Allgemeinen.

Obleich Daten das Potential zugesprochen wird künstlerisch rezipiert oder vergleichbar mit einer Modelliermasse in Kunst verwandelt werden zu können, bleibt die Beziehung vergleichsweise Rückkopplungsarm und ihre Eigenschaft als Werkzeug der Selbstexploration wird auf die Ebene der Produktion ästhetischer Artefakte verlagert, denen aber analog zu der Argumentationslogik in anderen Teilbereichen des Self-Tracking-Diskurses, also in Bezug auf vergleichsweise konven-

59 Quelle: www.lauriefrick.com/stress-inventory/ (zuletzt aufgerufen am 15.02.2017).

tionelle Selbstverdatungsmethoden, eine ähnliche Überlegenheit als Erkenntnismodus attestiert wird:

»Data art can't capture the essence or totality of somebody [...] But she [Laurie Frick] believes personalized data art can accomplish something traditional art forms can't: It allows a viewer to see her nuances and idiosyncrasies in higher resolution—and to discover things she may have forgotten about herself or perhaps has never known.«⁶⁰

Obgleich diese Argumentation die Präsentationsform in den Fokus rückt, stellt sie in Fragen des Erkenntnispotentials ebenso auf eine innere Objektivität ab, deren Grundlage die künstlerischen Materialien – also die Daten – beinhalten. In Abgrenzung zu künstlerischen Objekten ist aber auch zu beobachten, dass sich die Wahrheitsansprüche »normaler« Selbstvermessung durch die Abgrenzung zur Datenkunst zusätzlich erbauen:

»[...] I got to admit. Some of it may look pretty but I'm skeptical of it's point. The concept of let start collecting data so we can make something aesthetically pleasing. Seems to be trying to force a round peg into a square hole. The goal of collecting data is usually to draw conclusions, the goal of making art is usually to create some beautiful.« [sic!]⁶¹

Die lediglich graduell geringer ausfallenden Ästhetisierungen die sich im Routinebetrieb regelmäßiger Meetups, Show&Tells der Quantified-Self-Szene und noch weitaus stärker in der kommerziellen Peripherie massenhaft verbreiteter Self-Tracking Devices mit den traditionell eher nicht-ästhetischen Darstellungsformen akkumulierter Daten vermischen, bleiben von kritischen Kommentaren wie diesem allerdings meist gänzlich unberührt.

Etwas anders verhält es sich innerhalb des Self-Tracking-Diskurses mit Blick auf offensichtlich gescheiterte Visualisierungsversuche, die, insofern sie nicht undokumentiert bleiben, ironisch als Kunst thematisiert werden. Der Twitter-Feed »Accidental aRt«⁶² sammelt Graphen, Kurven und Diagramme, die von Gary Wolf als Visualisierungen »that go »beautifully wrong«⁶³ thematisiert werden. Obgleich auch hier die produzierten Datenrepräsentationen durch den offensichtlichen Mangel eines analytischen Nutzens ausschließlich auf der Ebene ihrer Visualität

60 Quelle: <https://www.theatlantic.com/entertainment/archive/2015/05/the-rise-of-the-data-art-ist/392399/> (zuletzt aufgerufen am 01.03.2017).

61 »Response« des Quantife-Self-Mitglieds Edward Bennett zu einem Artikel von Ernesto Ramirez mit dem Titel »Laurie Frick: Experiments in Self-tracking.« Quelle: <http://quantifiedself.com/2014/07/laurie-frick-experiments-self-tracking/> (zuletzt aufgerufen am 15.02.2017).

62 Quelle: https://twitter.com/accidental__aRt (zuletzt aufgerufen am 15.02.2017).

63 Quelle: <http://quantifiedself.com/2017/02/reading-81/> (Anführungszeichen im Original. Zuletzt aufgerufen am 15.02.2017).

kommentiert werden können und ein semantischer Etikettenwechsel des Artefaktes von *wissenschaftlich* zu *künstlerisch* die Folge ist, lenken diese »Unfälle« in der Datenauswertung den Blick reflexiv auf die Datenbearbeitung im Allgemeinen und zwingen im selben Modus zur Auseinandersetzung mit potentiellen Problemen der Datenverarbeitung:

»My personal title for this beautiful work of accidental art is: »Causation is not correlation«.«⁶⁴

Datenkunst erscheint in Relation zu der Herstellung von validem Wissen damit diskursiv auch als ein abseitiges Produkt ohne faktischen Informationswert. In Relation zu »traditionellen Kunstformen« wird sie unter ganz ähnlichen Bedingungen jedoch als eine Form der Selbstexpression diskutiert, die in ihrer Detailgenauigkeit und Tiefenschärfe den Informationswert anderer künstlerischer Ausdrucksformen überlegen ist.

Daten-Kurator*innen

Obleich die unmittelbaren Bezüge zwischen Kunst und Selbstvermessung die Quantified-Self-Community zeit ihres Bestehens begleiten, taucht der die Kunst begleitende Begriff des Kuratierens erst in den Jahren nach 2014 auf. Trotzdem die Figur der Kuratorin durch die Kreativwirtschaft diskursiv noch weitaus stärker auf unternehmerisches Handeln festgelegt wird, wird sie im Zusammenhang mit Quantified Self allerdings interessanter Weise auch mit politisch-emanzipatorischen Rhetoriken verwoben und dies während der oft instrumentalisierte aber durch seine diskursive Diversität noch immer undomestizierte Kunstbegriff jeder politischen Implikation entbehrt und im eben beschriebenen Sinne auf die Ebene von Ästhetisierungspraktiken reduziert bleibt. Gerade weil das relativ plötzliche Auftauchen des Begriffs im Zusammenhang mit Selbstvermessung oft fraglos hingenommen wird und sich der Begriff schleichend auch in die wissenschaftlichen Beschreibungen des Phänomens übertragen hat⁶⁵, ohne dass dies merklich zum Thema gemacht würde, scheint es vielversprechend, sich diesem Aspekt noch einmal etwas näher zuzuwenden.

Soweit es den kommerziellen Kulturbereich betrifft, versinnbildlicht sich in der Konjunktur des Kuratierens bereits seit längerem die zunehmende Verflech-

64 Quelle: <http://quantifiedself.com/2017/02/reading-81/> (Anführungszeichen im Original. Zuletzt aufgerufen am 15.02.2017).

65 So z.B. bei Lupton: »Self-tracking becomes performative, both for the insights that a self-tracker may achieve about her or his life and in terms of the aesthetics of the data that she or he may be able to curate and the decisions the self-tracker makes about which information to voluntarily share with others, which to keep private and which to try to ignore or avoid« (Lupton 2016: 113).

tung unternehmerischer Ordnungsstrukturen mit künstlerischen Tätigkeiten, wobei die etymologische Nähe der Begriffe *Curare* und *Care* implizit bereits auf die hiermit verbundenen Aufgaben verweist.⁶⁶ Nämlich die Organisation möglichst produktiver Bedingungen für die Entfaltung kreativer Potentiale, die *Pflege* der richtigen Beziehungen und die Zusammenstellung relevanter Artefakte. Der Begriff wird daher wie kein Zweiter durch den kommerziellen Kulturbetrieb vereinnahmt, um die produktiven Komponenten kreativer und nonkonformer Freigeistigkeit mit ökonomischer Affektkontrolle zu verschmelzen. Während der Begriff im Kulturbereich entrepreneuriale Managementpraktiken kennzeichnet, hüllt er in den Technologie- und Informationsbranchen die mitunter trockenen und monotonen Organisations- und Verwaltungstätigkeiten in ein künstlerisches Flair und verweist so nebenbei auf den zunehmenden Stellenwert ästhetischer Aspekte der digitalen Informationsverarbeitung: »The modern use of the curation metaphor draws upon the art world and suggests that a digital content curator engages in activities similar to those of a museum curator who scours the art scene, selects the finest works, arranges the pieces around a unified theme, provides a frame to understand the artists' messages, and then engages the public in a conversation around the collection« (Weisgerber und Butler 2016: 1342).

Der zunehmende Stellenwert des Begriffs im Kreis der Self-Tracker*innen zeigt in Verbindung mit anderen Bezügen zu ästhetischen Praktiken daher die Ubiquität von (Selbst)Managementpraktiken in der Gegenwartsgesellschaft auf, lässt sich aber auch gegen jede ökonomische Verkürzung richten, die in der Selbstvermesserin nur eine technisch aufgerüstete Variante des Homo Oeconomicus sieht. Vielmehr macht der Begriff als Scharnier zwischen ästhetischen und ökonomischen Praktiken deutlich, dass sich die Selbstverhältnisse, die im Zuge der Selbstverdattung angestrebt werden, bei weitem nicht in puritanischer, unternehmerischer Rationalität erschöpfen, sondern auch eine Orientierung am libidinös besetzten Ideal der kreativen Künstlerin beinhalten, die sich erst im Schaffensakt selbst bestätigt (vgl. Reckwitz 2011: 510). Die Fähigkeit individueller Begeisterungsfähigkeit für einzelne Tätigkeiten bei gleichzeitiger Bereitschaft jeden Enthusiasmus auf die semiotische oder physische Produktion von Objekten auszurichten stellt nach Luc Boltanski und Ève Chiapello sogar eines der wesentlichsten Kennzeichen einer »projektbasierten Polis« dar (Boltanski und Chiapello 2003: 63), die als Ensemble von Tätigkeiten die »Differenzen zwischen Arbeit, Freizeit, zwischen Erwerbstätigkeit, Hausarbeit und ehrenamtlichem Engagement« im Zeichen eines post-fordistischen Arbeitsgeistes zum Verschwinden bringen (Bröckling 2007: 261). Aktiv zu sein bedeutet ihnen nach vor allem Projekte zu initiieren und an den

66 »The term ›curate‹ has a curious etymology, beginning with the Latin *curas* and evolving into root of the English word ›cure‹, or literally to ›take care of‹« (Weisgerber und Butler 2016: 1341).

Projekten anderer zu partizipieren (Boltanski und Chiapello 2003: 156), womit sie das dominante gesellschaftliche Leitbild auf eine Art Ballancekünstlerin oder Flexibilitätsvirtuosin zuspitzen (Bröckling 2007: 263). Wie Bröckling bemerkt, lässt sich zwischen den theoretischen Konzeptionen der Projektarbeiterin von Boltanski und Chiapello sowie des unternehmerischen Selbst als zentrale Anrufungsfiguren in der westlichen Gesellschaft eine gewisse Überschneidung attestieren, da beide »die Transformationen des Kapitalismus mit denen der Subjektivierung parallel« führen, »ohne Letztere aus den Zwängen ökonomischer (Selbst-)Verwertungen abzuleiten« (Bröckling 2007: 266). Obgleich Boltanski und Chiapello die projektbasierte Polis luzide nachzuzeichnen vermögen und mit ihrem Fokus auf neoliberal ausgerichtete Managementliteratur ein ähnliches Analysematerial verwenden wie Bröckling und Reckwitz oder vor ihnen Rose, gehen sie allerdings nicht dazu über soziale Konfigurationen zu untersuchen, in denen diese spezifische Ratio ihren Impact hat und in der sie sich als Aktivitätsethos in gesellschaftlichen Praxen reproduziert (vgl. Bröckling 2007: 260ff.). Die zentralen Legitimationsformen, deren Wandel nach Boltanski und Chiapello, den Eintritt des Kapitalismus in eine neue Epoche charakterisiert, sind in den Selbst- und Fremdbeschreibungen moderner Projektwelten allerdings vergleichsweise mühelos auszumachen. So geben die verschiedenen Organisations- und Austauschformate der Quantified-Self-Community ein überdeutliches Beispiel für die Orientierung an Freiheits-, Emanzipations- und Authentizitätsversprechen ab, die diesen »neuen Geist« beschwören. Projektfokussierter Arbeit wird nicht nur eine sinnstiftende und erfüllende Eigenschaft zugeschrieben, vielmehr wird ihre potentielle Innovationskraft gleichermaßen als Mittel beschrieben, gesellschaftliche Veränderungen im Sinne der Allgemeinheit zu bewirken.

Insbesondere in den Jahren nach 2014 taucht der Begriff des Kuratierens im Quantified-Self-Kontext immer wieder als Hervorhebung der Methodizität von Auswahlprozessen auf, deren Anwendungsfeld über Künstler*innen und ihre Arbeiten hinaus auch Self-Tracker*innen und ihre Daten umfassen kann. Ein vergleichsweise naheliegendes Beispiel, stellt eine Ausstellung im Rahmen der Quantified Self Expo dar, die 2015 in San Francisco stattfand und einige Werke von Künstler*innen exponierte, die ihre Self-Tracking Techniken mit der künstlerischen Praxis verknüpfen. Kongruent zu zeitgenössischen Darstellungs- und Selbstdarstellungsformen der Kunst, werden die Self-Tracker*innen und Mitveranstalter Alberto Frigo und Jacek Smolicki, die sich nach eigenen Angaben seit 2004 bzw. 2009 mit Lifelogging-Daten beschäftigen, durch den Veranstaltungstext als »Co-Curators« ausgewiesen:

»In the words of our co-curators, Alberto Frigo and Jacek Smolicki: Art of Self-Tracking is an exhibition gathering a number of international artists who use different personal data tracking techniques in their artistic practices.«⁶⁷

Wohingegen der Bezug zur Kunstspäre hier noch offensichtlich ist und es nicht verwundert, dass über die Exponate und Darbietungsformen auch das entsprechende Vokabular des administrativen Kunstbetriebs importiert wird, verdeutlichen andere Beispiele sehr viel stärker die euphemisierende Rolle, die der Begriff in der punktuellen Aktualisierung künstlerischer Authentizität in grundsätzlich kunstfernen Kontexten einnimmt. Denn rhetorisch schlägt schon die bloße Verwendung des Begriffs eine Brücke in Richtung der positiv besetzten Stereotype künstlerischer Freiheit, in deren Licht die verhältnismäßig unspektakulären Organisator*innen oder Verwalter*innen dann als nonkonforme Kreativunternehmer*innen reinkarnieren.

Die semantische Doppelbelegung des Begriffs weist das Kuratieren darüber hinaus aber eben auch als eine Management-Praktik aus, durch die Personen, Objekte oder Sozialbeziehung in artifizieller Weise auf den Status sortierbarer Elemente reduziert und im Sinne einer Content Economy produktiv arrangiert werden können. Eine Ambivalenz, die sich auch in der Bezeichnung des europäischen Jahrestreffens der Quantified-Self-Community als »carefully curated unconference«⁶⁸ widerspiegelt, also in einem Leitsatz der schon das Zusammenbringen der Self-Tracker*innen zu den annähernd 70 Vorträgen und Diskussionen als verantwortungsvolle Analyse- und Verknüpfungsarbeit der Organisator*innen betont und die Self-Tracker*innen selbst als arrangierbare Objekte und Ankerpunkte von Entscheidungen rekonstruiert. Wohingegen das Format der »Unconference« die Verantwortung für das qualitative Produkt als Summe partizipativer Einzelbeiträge demokratisiert, obliegt das Privileg der steuernden Erzeugung eines gleichrangigen Austausches nur Einzelnen. Der Begriff des Kuratierens dient damit einerseits der Herstellung eines bestimmten Selbstbildes das dem Ethos der nichtentfremdeten expressiven Arbeit der Künstler*innen folgt (Reckwitz 2011: 194), wohingegen seine funktionale Komponente, also sein Verweis auf das Handlungsprogramm der Kurator*innen andererseits den zunehmenden Stellenwert unterstreicht, den die geschulte Arbeit mit Informationen

67 Quelle: Post von Ernesto Ramirez (Webmaster der Quantified-Self-Page) <http://quantifiedself.com/2015/06/art-self-tracking/> (zuletzt aufgerufen am 16.11.2016).

68 Quelle: Z.B. die Ankündigung der Europe Quantified Self Conference des Jahres 2015: <http://quantifiedself.com/-2015/09/announcing-2015-quantified-self-europe-conference-program/> (zuletzt aufgerufen am 07.09.2015).

(d.h. vor allem Recherche-, Beurteilungs- und Selektionsfähigkeit) innerhalb der postmodernen Wissensgesellschaft einnimmt (vgl. Reckwitz 2011: 139).⁶⁹

Da in der Gegenwartsgesellschaft Informationen und soziale Netzwerke als wichtiges Kapital fungieren, sind die gehandelten Produkte mitunter nicht von den Handelnden zu trennen (vgl. Bröckling 2007: 265). Entsprechend verbindet sich mit der Funktionsrolle der Kuratorin gleichermaßen Macht und Hierarchisierungspotential. So hat im Unterschied zu jenen, die sich in »diskontinuierlichen Rythmen der Projektplanung« (Bröckling 2007: 262) zusammenfinden, die Qualitäten von *Projektleiter*innen*, wer selbst »Gegensätze ausgleicht und unterschiedliche Menschen zusammenbringt, wer schließlich ergiebige von unergiebigem Informationsquellen zu unterscheiden vermag, seine Umgebung unentwegt nach innovativen Signalen abtastet und frühzeitig aussichtsreiche Kontakte ausmacht« (Bröckling 2007: 264). Die durch die Initiator*innen der Quantified-Self-Konferenzen gewählte Formulierung »carefully curated« spiegelt dies zunächst als reflektiertes Verantwortungsbewusstsein von Gleichen unter Gleichen wieder. An anderer Stelle wird der Begriff durch die Community schließlich aber ein drittes mal erweitert und unter Betonung seiner sprachgeschichtlichen Mehrdeutigkeit noch expliziter als ein Modus hervorgehoben, in dem sich einer prinzipiell gebotenen Sorgfaltspflicht im Umgang mit Daten praktisch nachkommen lässt. Ein in diesem Kontext verwendeter Begriff des Kuratierens umfasst über die Herausstellung einer dezidierten Methodizität bei der Auswahl und Organisation von Objekten (1) und der Rekontextualisierung dieser vergleichsweise profanen Tätigkeit als Form künstlerischen Schaffens (2) dann zusätzlich eine politische Implikation (3), durch die die Datenpflege als Machttechnologie reflektiert wird.

2.5 Datenmacht

2.5.1 Data is the new oil: Interdiskursbeziehungen zwischen Self-Tracking und Big Data

»But instead of using the trite and troubling metaphor »data is the new oil«, he asked us to turn our attention in a different direction, to the notion of thinking about data as part of our commons. »Properly cared for and curated, it can benefit all of us, like clean air and clean water.«⁷⁰

69 Reckwitz verweist hier ausdrücklich auf den Stellenwert den neue Technologien innerhalb der inzwischen als klassisch zu bezeichnenden Diagnosen einnehmen, dass die postindustrielle Gesellschaft maßgeblich durch wissensökonomische Arbeit mit Ideen und Informationen geprägt ist.

70 Quelle: Enrica Tanamachi aus einem Vortrag von Kevin Patrick, dem Direktor des »Center for Wireless and Population Health Systems at Calitz«, während des 2015 Quantified Self

In diesem Zitat klingen in sehr eindrücklicher Weise auch noch weitere Aspekte an, die einen Einblick in das politisch-strategische Programm von Quantified Self ermöglichen und darüber hinaus Facetten des dort vorherrschenden Selbst- und Weltverständnisses offenlegen. Über den hier bereits mit einiger Distanziertheit verwendeten Bezug auf die populäre Phrase »Data is the new oil« wird in dem Symposium öffentlichkeitswirksam auf einen Bereich referiert, den man als Großdatenforschung oder mit aller Vorsicht als Big-Data-Diskurs bezeichnen könnte. Also als eine bisher nur in Ansätzen definierte Chiffre, um die sich Diskussionen und Praktiken unterschiedlicher Anschlussfähigkeit und unterschiedlichen Organisationsgrades zur

»Erfassung, Speicherung und Analyse eines großen und beliebig erweiterbaren Volumens unterschiedlich strukturierter Daten[...].«⁷¹

gruppieren. Die Phrase hat sich während der letzten Jahre vor allem im medienwirksamen und öffentlichen Versuch von Manager*innen aus den Software-, Technologieberatungsbranchen und natürlich dem Datenhandel als eines der hervorstechendsten Ergebnisse etabliert, eine gemeinsame Sprache zu entwickeln, die die Möglichkeiten und den mit großen Datenmengen verbundenen Wert auf den Punkt bringt. Selbstbeschreibungen wie die eines entsprechenden Panels zur Big-Data-Metaphorik während einer O'Reilly Conference aus dem Jahr 2001 dokumentieren eindrücklich das übergreifende Interesse vor allem verschiedener wirtschaftlicher Akteure eine Bestandsaufnahme vorhandener diskursiver Ausdrucksformen zu entwickeln und darüber hinaus an der Etablierung ausdrucksstarker Formeln selbst teilzuhaben.⁷²

Der Ausdruck »Data is the new oil« hat sich dabei zu einem diskursiven Zentrum einer ganzen Reihe ähnlicher Analogien entwickelt, die, wie z.B. »Data Mining«, gemessene Werte oder Kommunikationsspuren als natürliche Ressource darstellen, die sich im Namen des ökonomischen Wachstums ausbeuten lassen oder in Begriff sind zur wichtigsten Währung der digitalen Welt⁷³ zu werden. Als

Public Health Symposium. <http://quantifiedself.com/2016/02/health-data-explorers-kevin-patrick/> (zuletzt aufgerufen am 16.11.2016).

71 Horvath, Sabine (2013): »Aktueller Begriff – Big Data«, Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages, Berlin. S. 1. Quelle: www.bundestag.de/dokumente/analysen/2013/Big_Data.pdf (Zitiert nach Püschel: 2014: 3).

72 »Big data is a massive opportunity; we are searching for its identity and the language to define it.« Quelle: <http://radar.oreilly.com/2011/02/big-data-metaphor.html> (zuletzt aufgerufen am 15.03.2017).

73 So z.B. in einem Vortrag von Meglena Kuneva, European Consumer Commissioner während eines »Roundtable on Online Data Collection, Targeting and Profiling« in Brussels am 31 März 2009: »Personal data is the new oil of the internet and the new currency of the digital world.«

euphorisch-alarmistische Zuspitzung vermengt der Satz den informationsgesellschaftlichen Hoffnungsträger des Datenbooms dabei in auffälliger Weise mit industriegesellschaftlichen Maßstäben und nimmt den Charakter einer Werbeformel an, welche die Daten zum Schmiermittel der vierten industriellen Revolution erklärt.

Die populäre und häufig zitierte Rede von Virginia Rometty (CEO bei IBM) vor dem Council on Foreign Relations 2013 Corporate Conference in New York⁷⁴ stellt für diesen Aspekt eine wichtige Referenz dar. Darüber hinaus findet sich ebenfalls mustergültiges Beispiel in einem Image-Video der Firma Tresata:

»Just like oil was a natural resource powering the last industrial revolution, data is going to be the natural resource for this industrial revolution.«⁷⁵

Daten werden im Big Data-Diskurs allerdings nicht nur als flüssiges Gold, sondern auch als Ocean, Deluge, Torrent, Waves und Streams beschrieben,⁷⁶ womit sich der Fokus auf Gefahrenszenarien im Zusammenhang mit natürlichen Elementen erweitert und die Diskussion über die Problematiken einer Überversorgung mit Daten bildsprachlich an den Diskurs angeschlossen wird. Piero Scaruffi, Autor des Buches »History of Silicon Valley« problematisiert in einem vergleichsweise jungen Beitrag die Gleichsetzung von Daten als (Zwischen)Produkte von Datenpraxen mit generativen Eigenschaften und der Ausbeutung fossiler Rohstoffe:

»The difference between oil and data is that the product of oil does not generate more oil (unfortunately), whereas the product of data (self-driving cars, drones, wearables, etc) will generate more data (where do you normally drive, how fast/well you drive, who is with you, etc).«⁷⁷

Quelle: http://europa.eu/rapid/press-release_SPEECH-09-156_en.htm (zuletzt aufgerufen am 15.05.2017).

- 74 Der genaue Wortlaut variiert dabei von Quelle zu Quelle. Die Reichweite der Aussage ist jedoch offenkundig: Die Website SiliconAngle zitiert sie: »I want you to think about data as the next natural resource.« Quelle: <https://siliconangle.com/blog/2013/03/11/ibms-ceo-say-s-big-data-is-like-oil-enterprises-need-help-extracting-the-value/> Ein Ebenfalls viel zitierter Beitrag findet sich im Forbes Magazin: Quelle: <https://www.forbes.com/sites/robertlenzner/2013/03/07/ibm-ceo-ginni-rometty-crowns-data-as-the-globes-new-natural-resource/#49c7ab641d60> (beide zuletzt aufgerufen am 15.05.2017).
- 75 Abhishek Mehta, CEO Tresata, 2013. Auf youtube.com inzwischen nur noch für Angemeldete Nutzer*innen verfügbar. (zuletzt aufgerufen am 01.08.2017).
- 76 Eine etwas allgemeinere Herausstellung von Analogien zwischen Daten und verschiedenen Flüssigkeiten findet sich auf dem Blog von Deborah Lupton. Quelle: <https://simplysociology.wordpress.com/2013/10/29/swimming-or-drowning-in-the-data-ocean-thoughts-on-the-metaphors-of-big-data/> (zuletzt aufgerufen am 17.5.2017).
- 77 Piero Scaruffi, den eigenen Angaben nach: »cognitive scientist and author of »History of Silicon Valley« aus dem Jahr 2016. Das Zitat stammt aus einem Interview von seiner Webpage. Quelle: www.scaruffi.com/singular/bigdata.html (zuletzt aufgerufen am 17.05.2017).

Über die Tatsache hinaus, dass moderne Mobilitätskonzepte im Zeichen von Uber-App und autonomen Fahrzeugen neben Öl inzwischen noch Daten als zweites Antriebsmittel benötigen, werden die Daten in diesem Szenario nicht verbraucht, vielmehr zählt es zu ihren vorrangigsten Eigenschaften in ihrem Vollzug immer weitere Daten zu erzeugen. Gleiches gilt für die zirkulären Anwendungsmöglichkeiten von datenbasierten Mustern auf die Datensätze selbst.

»Aus der »Kombination bisher nicht aufeinander bezogener Daten« resultieren neue Daten, die daran anschließend zur erneuten Strukturierung und Formung des gesamten Datensatzes eingesetzt werden (können). Durch die Größe und Handhabbarkeit heutiger Datensätze wird es somit möglich, diese selbst als Grundlage neuer Datengenerierung und -kombination zu gebrauchen.«⁷⁸

Ausgehend von der voranschreitenden Verbreitung von Wearables, dem sich ausbreitenden Einfluss der Quantified-Self-Community und der kollektiven Erzeugung immer weiterer Datenaggregate (z.B. aus den Bereichen des participatory Healthcare usw.) schließt die Big-Data-Industrie die dezentrale Produktion von Self-Tracking-Daten in diese Rechnung mit ein. Stellvertretend schreibt etwa Tom Fawcett, der Firma Silicon Valley Data Science, in dem Artikel »Mining the Quantified Self«:

»With increasing numbers of qualified self participants collecting ever greater amounts and types of data, many people literally have more data than they know what to do with.«⁷⁹

Entsprechend konstatieren auch Beratungsfirmen aus den Data-Analytics- und Accounting-Bereichen, dass der zukünftige Erfolg der Informations- und Wertabschöpfung, vor dem Hintergrund einer ansteigenden Datenflut, die sich wellenförmig in immer weitere Geschäftsfelder ausbreitet und die mit ihnen verwobenen Verwertungsketten beeinflusst, vornehmlich an dem Grad der Unkonventionalität und technischen Neuartigkeit der Anstrengungen bemisst, die für die Extraktion der Informationen aufgewendet werden. Eigentümliche Verweise auf die Fördermethode des Frackings stellen indes einen Versuch dar, die bereits konventionalisierte Metaphorik des Data-Minings zeitlich zu überhöhen und Plädoyers für unkonventionelles Denken im Daten-Business durch die Verwendung unkonventioneller Analogien zu unterstreichen:

78 Horvath, Sabine (2013): »Aktueller Begriff – Big Data«, Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages, Berlin. S. 2. Quelle: www.bundestag.de/dokumente/analysen/2013/Big_Data.pdf (Zitiert nach Püschel 2014: 3. Zuletzt aufgerufen am 13.03.2017).

79 Aus einem Artikel mit dem Titel: »Mining the Quantified Self: Personal Knowledge Discovery as a Challenge for Data Science«, der 2015 in dem Journal Big Data erschienen ist: (Fawcett 2015: 249).

»Technology watchers predict an even greater flood of business data soon. It will come from the Internet of Things (IoT) – a network of intelligently connected devices, machines, and physical objects with sensors that will produce waves of data across the entire business value chain. [...] Management accountants must emulate the strategic mind-set of the frackers, who went beyond the standard practices of their industry to extract something valuable. [...] Like oil and gas fracking, management accountants will only get back as much as they put into it in terms of expanding their Big Data and data analytics activities.«⁸⁰

Durch den mehrfachen Wechsel der diskursiven Register (vgl. Bröckling 2013: 184) aktiviert diese Analogie dabei wahlweise Aspekte dominanter Überfluss- oder Knappheitsszenarien.

Stärker als viele andere Verwendungen der Öl- oder Ressourcen-Metaphern knüpft das Beispiel damit an die Verwendung der Öl-Metapher des britischen Mathematikers Clive Humby aus dem Jahr 2006 an, der gemeinhin als Ursprung der Metapher gilt. Anders als die meisten gegenwärtigen Rekurse auf die Analogie, sollte sein Vergleich allerdings darauf aufmerksam machen, dass Daten zwar kostbare Potentiale beinhalten, dass sich der Nutzen allerdings erst durch aufwendige Formen der Bearbeitung ihrer »Rohform« oder die Transformation zu anderen Erzeugnissen einstellt. Gerade vor dem Hintergrund einer immer häufiger diskutierten Überversorgung mit Daten, die das Problemszenario einer Datenknappheit inzwischen ergänzt, stellt sich der entscheidende Unterschied zwischen Daten, Informationen und daraus extrahierbarem Wissen demnach wortwörtlich erst beim Wechsel des Aggregatzustands ein:

»Data is the new oil. It's valuable, but if unrefined it cannot really be used. It has to be changed into gas, plastic, chemicals, etc to create a valuable entity that drives profitable activity; so must data be broken down, analyzed for it to have value.«⁸¹

Unabhängig davon in welcher Variante die Ressourcen-Metapher ausbuchstabiert wird, ob Daten also als etwas konstruiert werden dessen Wert sich, ähnlich wie fossile Brennstoffe, durch eine potentielle Endlichkeit bemisst, als ein wachsender Vorrat regenerativer Energien oder eine sich selbst unkontrolliert reproduzierende Masse, die eingedämmt und drainiert werden muss, ehe sie nutzbar gemacht werden kann; den verschiedenen Bildern ist gemein, dass sie Daten erstens zur Bedingung für das Florieren einer zunehmenden Anzahl von Wirtschaftszweigen erhe-

80 Aus der Studie: Data fracking strategy der Ph.D.-Studierenden und Tredata-Mitarbeiter Glen Gary und Micheal Alles in der Zeitschrift *Management Accounting Quarterly* (Gray und Alles 2015).

81 Michael Palmer, von der Association of National Advertisers, in Erweiterung des berühmten Zitates des Mathematikers Clive Humby. Quelle: <https://www.theguardian.com/technology/2013/aug/23/tech-giants-data> (zuletzt aufgerufen am 08.04.2017).

ben, ihnen hiervon ausgehend eine immer größer werdende gesellschaftliche Relevanz bescheinigen und sie dabei drittens als substantielle, physikalische Entitäten konstruieren, die ihre eigentliche Besonderheit als immaterielles, informationelles Konstrukt ausdrücklich negiert. Für den populären Teil des Big-Data-Diskurses ist daher besonders typisch, dass er mit dem engen Fokus auf die Bedeutung von Daten und die zusätzliche Verengung auf Bearbeitungs- und Auswertungsstrategien das Vorhandensein von Daten als unvermeidlichen und faktisch gesetzten Umstand zum Ausgangspunkt nimmt.

In der kritischen Begleitung der Big Data-Entwicklung wurde entsprechend bereits mehrfach eine Art populärwissenschaftlicher Mentalitätswandel hin zu einer positivistischen Denkökonomie konstatiert. Schon die etymologische Herkunft des Wortes »Daten«, welches in der lateinischen Sprache soviel wie »das Gegebene« oder »das Vorfindliche« bezeichnet (vgl. Püschel 2014: 12), liefert, fernab von öffentlichkeitswirksamen Naturalisierungen in den Selbstdarstellungen von Big Data-Firmen, Hinweise auf eine problematische Grundhaltung, die den gesamten Diskurs immanent bestimmt. Ihre spezifische Geltung oder ökonomische Attraktivität erhalten Daten jeder Art vor allem durch die sprachlich transportierte Vorstellung, es »mit unverzerrt der Welt abgerungenen Fakten oder unzweifelhaften »Wirklichkeitsmolekülen« zu tun zu haben, welche unreflektiert zur Beschreibung und Auslegung der Gesellschaft« oder einzelner Phänomenbereiche und Marktsegmente, Konsument*innengruppen oder politischer Zusammenhänge herangezogen werden können. Insbesondere das sprachliche Insistieren auf die »maschinelle Erzeugung und Verwertung« suggeriert dabei ein Verständnis von Daten das mit universell gültigen Aussagen über die Welt gleichgesetzt wird (Püschel 2014: 14). Obgleich, anders als durch Püschel oder verschiedene weitere Autor*innen argumentiert, schon oberflächliche Blicke in den Big-Data-Diskurs aufzeigen, dass entsprechende Wahrheitsansprüche in der Regel nicht unabhängig von entsprechenden Plattformen und Datensätzen proklamiert werden. Zwar konstruieren die Big-Data-Narrative vieler Firmen und Expert*innen eine als gegeben annehmbare Realität, der Wahrheitsgrad der möglichen Aussagen über diese Realität wird aber diskursiv (z.B. entlang marktwirtschaftlicher Einzelinteressen oder individueller Professionen über verschiedene Diskurspositionen hinweg) zu einer Frage der richtigen Methodik und der verwendeten technischen Systeme erklärt. Nichtsdestoweniger kommt durch die mal implizit mal explizit verwendeten aber doch gemeinhin geteilten metaphorischen Sprechweisen, die Daten zu faktisch Vorfindlichem aufwerten, sehr deutlich zum Ausdruck, dass es sich in der Summe all dieser unterschiedlichen Varianten und Methoden um systemübergreifende Versuche handelt, einen allgemeingültigen Mechanismus der Realitätserforschung zu suggerieren (vgl. Püschel 2014: 17).

2.5.2 Data is not the new oil: Naturalisierung und Politisierung von Daten und ihrer Erzeugung

Die schriftliche und mündliche Sprache ist voll von bildlichen Verweisen und mit ihr auf so essentieller Ebene verwoben, dass ihre Vermeidung selbst bei der analytischen Betrachtung von Metaphern Mühe macht. Nicht zuletzt aufgrund dieser Tatsache ist es erstaunlich, dass viele Metaphern unsichtbar oder vergleichsweise unfrequentierte bleiben, wohingegen etwa die Gleichsetzung von Daten mit Öl eine so offensichtliche Wirkmächtigkeit entfalten kann. Analytisch weisen Metaphern zuallererst die Gefahr von psychisch-interpretativen Kurzschlussklärungen auf. Dabei scheint eine Analyse der Bedeutung einer Metapher kaum geleistet werden zu können insofern der analytische Rahmen nicht über die einfache Beziehung eines Bildes und seiner Quelle ausgedehnt wird. Zudem ließe sich auch die durch Foucault angestoßene Auseinandersetzung mit der strukturprägenden Kraft von Sprache auf beliebig vielen Metaebenen fortsetzen, insofern man fragen würde, warum er zur Beschreibung moderner (Selbst)Kontrollverhältnisse gerade das Bild des Panoptikums gewählt hat oder an anderen Stellen vom Archiv oder einer Archäologie sprachlicher Diskurse spricht.

Die Diskursanalyse weist selbst im Grunde kein gesteigertes Interesse an der Metapher auf, sondern behandelt sie lediglich in kategorischer Unterscheidung zu andern ansonsten aber analytisch gleichwertigen Begriffen.⁸² Dabei geht es ihr weder um eine Psychologisierung ihrer Urheber*innen, noch darum eine kausale Beziehung zwischen einer Metapher und ihrer Rezeption zu unterstellen. Sie versucht vielmehr »zu bestimmen, gemäß welchen Schemata (der seriellen Anordnung, der gleichzeitigen Modifizierung) die Aussagen miteinander in einem Diskurstyp verbunden werden können« und »wie die rekurrenten Elemente der Aussagen erneut erscheinen, sich auflösen, sich erneut zusammensetzen, an Ausdehnung oder Bestimmung gewinnen, innerhalb neuer logischer Strukturen aufgenommen werden, umgekehrt neue semantische Inhalte annehmen und untereinander partielle Organisationen bilden können.« Diese so freigestellten Schemata zielen dabei also weniger auf die Beschreibung der Gesetze der inneren Konstruktion der Begriffe oder ihre fortschreitende und einzelne Genese »im Geiste eines Menschen«, als auf ihre anonyme Verstreuung über verschiedenen Autor*innen und Textgattungen hinweg (Foucault 1981[1969]: 89). Die Diskursanalyse »verbindet die Konstanten des Diskurses« daher »nicht mit den idealen Strukturen des Begriffs, sondern [sie] beschreibt den begrifflichen Raster ausgehend von den immanenten Regelmäßigkeiten des Diskurses« selbst (Foucault 1981[1969]: 91). Wo die Betrachtung der

82 Foucault ordnet die Metapher in die Ordnung der Dinge dem letzten Punkt seines Schemas einer allgemeinen Grammatik zu. Diese besteht aus den Begriffsfunktionen »Attribution, Gliederung, Bezeichnung und Ableitung« (1981[1969]: 89).

Metapher als Interpretation eines ursprünglichen Sinns immer tiefer in die strukturalistische Sprachanalyse führen und sich von der Bedeutung, die diese Metapher (nicht idealtypisch) sondern reell im Diskurs einnimmt, entsprechend weiter weg bewegen würde, untersucht die relationale Diskursanalyse sprachliche Verdichtungen, die einzelne Teilaspekte einer umfangreichen Argumentation hervorheben oder überbetonen und so zum Attraktor von diskursiven Anschlüssen machen. Insbesondere Metaphern weisen hier die Eigenart auf, dass sie vornehmlich metaphorische Antworten und Entgegnungen provozieren, womit sich auf Dauer eine symbolische Ebene vor den inhaltlichen (z.B. zitationsbasierten) Austausch schaltet und die Komplexität der Argumente enorm reduziert. Eine ihrer vordergründigen Funktionen im Diskurs besteht damit darin, die antizipierbare Form dessen auszudrücken was allgemein verstanden wird wenn diese oder jene Aussage gelesen oder gehört wird. Die Bedeutungsinterpretation bemisst sich dabei vornehmlich aus dem Kontext der Aussagen, ihrer Entstehungsbedingung oder ihres Sprechortes und die Plausibilität bestimmter Metaphern beweist sich häufig erst an der Art und Weise wie sie im Diskurs aufgenommen, gelesen und weiterverwendet wird. Dies macht sie bereits zu einem bestimmten Ausdruck vorherrschender Denkmodi und verfestigt sie nichtzuletzt auch weiter im diskursiven Vollzug. Der Grad der Indexikalität der Aussagen, d.h. der Grad der Chiffrierung einer Aussage und ihrer enthaltenen Verweise bestimmt dabei mit über die Feinmaschigkeit des Diskursnetzes und regelt als sprachliche Bedingung die Teilnahmemöglichkeit und den Zugang, in dem sie wie ein Hashtag wirkt. Die Tatsache, dass diese Bedingungen im Zusammenhang mit der »Data is the new oil«-Metapher vergleichsweise gering ausfällt, passt gut zu dem Umstand, dass sich mit der Metapher ein gesellschaftspolitisches Programm verbindet, dessen Reichweite eine ihrer wichtigsten Prämissen darstellt. Die Thematik wird durch die Verwendung von starken Bildern vereinfacht und in Relation zu gesellschaftlichen Sachverhalten gesetzt, zu denen bereits viele Vorläuferdiskussionen stattgefunden haben und von denen ein breiteres Verständnis vorherrscht. Es ist daher nicht nötig intentionalistisch zu argumentieren um ihren diskursiven Stellenwert als Sprache und Bild gewordenes Wissen zu beschreiben oder aufzeigen zu können, dass diese Bilder dabei meist von verschiedenen Interessengruppen unterschiedlich besetzt werden. Der politische Impetus der bildhaften Verweise im Self-Tracking-Diskurs eröffnet sich vielmehr in der allgemeinen Verwendung der Bilder auf die sie verweisen und ergibt sich aus ihrer unmittelbaren Kontextualisierung.

Die Bezugnahme von Kevin Patrick, während des Quantified Self Public Health Symposiums 2015, mit der er die Analogie zwischen Daten und Öl zwar in die Diskurssphäre der Selbstverdatung spiegelt, ihre Gleichsetzung allerdings verneint, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Quantified-Self-Community und ihre Peripherie den Entwicklungen in verwandten Datendiskursen aufmerksam folgt und

mit eigenen Mitteln an diskursiven Verschiebungen oder Akzentuierungen arbeitet. Auf diesem Weg werden durch Querverbindungen zum Big-Data-Diskurs auch die dort dominanten Naturalisierungen aufgenommen, im Bereich der Selbstvermessung fortgeführt und weiter essentialisiert – wenn auch mit einer deutlich veränderten Zielrichtung: Wie in der Betrachtung der Rede von Kevin Patrick, bereits angeklungen ist, seien die Petabytes an dezentral erzeugten Daten, als »neue natürliche Ressource« wie »Wasser« oder »Luft« anzuerkennen und als Lebensgrundlage zu demokratisieren. Das Fördern, Verwalten und Pflegen von Daten wird hier semantisch also über den Gebrauch von Vokabeln aus dem Assoziationsfeld menschlicher Grundbedürfnisse mit einer fundamentalen Bedeutung ausgestattet und ihre uneingeschränkte Zugänglichkeit buchstäblich zur Lebensnotwendigkeit erklärt – was die gesellschaftspolitische Bedeutung der Öl-Metapher (z.B. in ihrer Bedeutung als natürlich begrenzten Garanten für ein spezifisches Industrialisierungsniveau) noch einmal übersteigt. Denn mehr noch als im Zusammenhang mit Öl stellt die Monopolisierung von Wasserreservoirs weltweit ein starkes Politikum dar und wird weit häufiger durch zivilgesellschaftliche Akteure als Menschenrecht moralisiert. Eine sprachliche Parallelisierung von Daten und essentiellen Ressourcen wie Wasser, inkludiert damit semantisch generelle Aspekte moralisierender Nachhaltigkeitsphilosophie, Degrowth oder Postwachstumsansätzen und arbeitet so auch am Ausbau der industriekapitalistischen Raubbau-Assoziationen der Öl-Metapher aktiv mit:

»The next few years are going to be an exciting time in humanity's development, at precisely the time that our planet can no longer support the way we've done business since the 1800's.«⁸³

Die Positionen der Quantified-Self-Mitglieder und ihres lebhaften Umfeldes (wie auch die der Akteure aus dem Big-Data-Diskurs) sind dabei allerdings selten einheitlich und durch inhaltliche Widersprüche und schematische Dissonanzen geprägt, die quer durch die wichtigsten Publikationsorgane und repräsentativen Funktionsrollen des Diskurses verlaufen. So positioniert sich etwa das Wired Magazin, dem Richard Barbrook nicht grundlos den Stellenwert des wichtigsten Sprachrohrs der Silicon-Valley-Ideologie bescheinigt (Barbrook und Cameron 1995), noch im Jahr 2014, also merklich spät, auf der Seite der Big-Data-Euphorie und attestiert eine chancenreiche Nähe zwischen digitaler Ökonomie und dem

83 Beitrag mit dem Titel »How to take back control of our data« von Michael Haupt in einer Diskussion unter dem Artikel »»Data is the New Oil« – A Ludicrous Proposition. Natural resources, the question of ownership and the reality of Big Data« des selben Autors. Quelle: <https://medium.com/twenty-one-hundred/data-is-the-new-oil-a-ludicrous-proposition-1d91bba4f294#.q8f1b8ain> (zuletzt aufgerufen am 02.03.2017)

rauen Abenteuerkapitalismus des 18ten Jahrhunderts: »Data in the 21st Century is like Oil in the 18th Century.«⁸⁴

Ganz allgemein scheint in der Community zudem eine mal mehr und mal weniger ausgeprägte Reflexion der gestaltenden Kraft der Sprache und spezifischer Techniken des Agenda-Settings auf. Ähnlich wie im öffentlichen Austausch verschiedener Big-Data-Firmen verdankt sich die häufige Verwendung von naturalisierenden Metaphern zwar bereits verselbstständigten Effekten und unreflektierten Nutzungsweisen, die in den diskursiven Marketing- und Politisierungsstrategien ihren Anfang nehmen. Jedoch finden sich auch Beiträge in denen sehr deutlich dafür plädiert wird über einen Wandel des gesellschaftlichen Verständnisses von Daten einen anderen Umgang mit Daten anzustoßen. Ein Bemühen um konkrete, rechtliche Regelungen ist entsprechenden Strategien der sprachlichen Diskursintervention (vgl. Foucault 1981[1969]: 86) dabei nachgeordnet und die Argumentation bezieht sich auf einen diffusen Standpunkt der zwischen Open-Data/Open-Access-Philosophie und individuellen Besitzansprüchen auf personenbezogene Daten wechselt. Eindrückliche Beispiele stellen die Blog-Artikel des Quantified Self Mitglieds Sara M. Watson dar, in denen sie etwa den bereits erwähnten Versuch verschiedener Akteure der Big-Data-Firmen, im Rahmen der O'Reilly Conference⁸⁵ eine einheitliche Sprache zu finden, um das wirtschaftliche Potential von groß angelegten Datenanalysen zum Ausdruck zu bringen, als Artefakt eines industriellen Komplexes wertet, der die Perspektiven der verdateten Individuen selbst nicht genügend oder gar nicht berücksichtigt. So konstatiert sie in allgemeiner Form: »Many of the metaphors we have for personal data today come from the big data industry«⁸⁶ und prangert die populären Daten-Metaphern als einen Vorgang der Entmenschlichung⁸⁷ an, der schrittweise die Entmachtung und kommerzielle Ausgrenzung der Individuen zementiert:

»The dominant industrial metaphors for data do not privilege the position of the individual. Instead, they take power away from the person to which the data refers

84 Gastbeitrag von Joris Toonders des niederländischen Internet-Marketing-Unternehmens Yonago. Quelle: <https://www.wired.com/insights/2014/07/data-new-oil-digital-economy/8> (Zuletzt aufgerufen am 02.03.2017).

85 Auf die Konferenz wurde weiter oben bereits Bezug genommen. Quelle: <http://radar.oreilly.com/2011/02/big-data-metaphor.html> (zuletzt aufgerufen am 15.03.2017).

86 Aus dem Beitrag: »Data is the New ____« – Sara M. Watson on the Industrial Metaphors of Big Data. Quelle: <http://dismagazine.com/discussion/73298/sara-m-watson-metaphors-of-big-data/> (zuletzt aufgerufen am 15.03.2017).

87 »Most of the metaphors we use to talk about data in popular culture make sense to technocratic corporations and their leaders, those building and disseminating information technologies, but they are fundamentally dehumanizing.« Ebd.

and give it to those who have the tools to analyze and interpret data. Data then becomes obscured, specialized, and distanced.«⁸⁸

Auch Jer Thorpe, auf den Sara M. Watson sich positiv bezieht und der für die Quantified-Self-Community allgemein als wichtiger Stichwortgeber sowie als Ikone der Daten-Visualisierung gilt, nutzt die Öl-Metapher in einem Artikel für das Harvard Business Review, um eine weitreichende Kritik am Big Data-Diskurs zu lancieren: »Perhaps the »data as oil« idea can foster some much-needed criticality«.⁸⁹ Dabei perspektiviert er die industriellen Aspekte ebenfalls aus Richtung populärer Nachhaltigkeitspositionen, um sie anschließend in direkter Relation zu globalen ökologischen, ökonomischen und humanitären Krisen zu problematisieren.

»One of the places where we'll have to tread most carefully – another place where our data/oil model can be useful – is in the realm of personal data. A great deal of the profit that is being made right now in the data world is being made through the use of human-generated information. Our browsing habits, our conversations with friends, our movements and location – all of these things are being monetized. This is deeply human data, though very often it is not treated as such. Here, perhaps we can invoke a comparison to fossil fuel in a useful way: where oil is composed of the compressed bodies of long-dead micro-organisms, this personal data is made from the compressed fragments of our personal lives. It is a dense condensate of our human experience.«⁹⁰

Vergleichbar mit Kevin Patrick aktualisiert er dabei ökologiepolitische Standpunkte im Zusammenhang mit gängigen Formen der Big-Data-Geschäftsmodelle und stellt personenbezogene Daten so in die unmittelbare Nachbarschaft zu anderen gesellschaftlichen und ökologischen Bereichen, die aus Sicht kritischer Nachhaltigkeitprämissen einer sorgfältigen Behandlung bedürfen. Gegenüber den kurz-sichtigen Antrieben des digitalisierten Industriekapitalismus, verorten sich derartige Argumentationen im Jargon kritischer Ökologiebewegungen und regenerativer Energiepolitik quasi auf der Seite des Planeten. Sein Vorschlag zur Bewusstmachung und Politisierung der Monetarisierung sozialer Aktivitäten im Netz basiert

88 Ebd.

89 Weiter heißt es an dieser Stelle: »Our experience with oil has been fraught; fortunes made have been balanced with dwindling resources, bloody mercenary conflicts, and a terrifying climate crisis. If we are indeed making the first steps into economic terrain that will be as transformative (and possibly as risky) as that of the petroleum industry, foresight will be key.« Quelle: <https://hbr.org/2012/11/data-humans-and-the-new-oil> ([Anführungsstriche im Original]). Zuletzt aufgerufen am 15.03.2017).

90 Ebd.

dabei in eigentümlicher Weise auf der metaphorischen Konstruktion einer biologischen Natürlichkeit von Ressourcen und ihrer anschließenden Übertragung in den Kontext aktueller Formen der digitalen Ökonomie. Wohingegen er die implizite Behauptung des »Data is the new oil«-Slogans, dem nach es sich bei Daten um einen per se gegebenen, fast schon materiellen Rohstoff handelt, als Wertschöpfungsprozess auf Kosten der Nutzer*innen digitaler Technologien desavouiert, treibt er die naturalisierenden Elemente der Analogie weiter voran – indem er neben der Makroskala Big Data auch ihre Mikroskala biologisiert und als inhärente Fragmente eines übergeordneten Ganzen beschreibt. Das erklärte Ziel dieser Strategie ist dabei, wiederum sehr ähnlich zu der Rede Patricks, eine neue Rahmung von »Daten«, als neue Form von Ressource zu erreichen, deren Besitz-, Verteilungs- und Verarbeitungsmodi vergleichsweise offen sind und die daher zum Gegenstand einer ethischen Erzeugungs-, Zugangs- und Verteilungsdebatte gemacht werden können und sollen. Anders als Patrick plädiert er indirekt zwar dafür Daten als ein öffentliches Gut aufzufassen, weicht im Zuge seiner Ressourcen-Metapher allerdings von einer oberflächlichen Ontologisierung »der Daten« ab und konzeptioniert über Begriffe wie »human«, »bodies« oder »personal lives« die Merkmalsträger*innen, ihre Körper und ihre Privatleben als genuinen Ursprung der Daten – aus dem er dann in der Folge ein Begründungsmuster für die formulierten Ansprüche ableitet.

»This re-framing of data into a human context is crucial. I believe there are three things we can do to make data more human [...]. First, people need to understand and experience data ownership. [...] Second, we need to have a more open conversation about data and ethics. [...] Finally, we need to change the way that we collectively think about data, so that it is not a new oil, but instead a new kind of resource entirely.«⁹¹

2.5.3 Doing Data

Unter Berufung auf einschlägige Sentenzen der kognitionswissenschaftlichen Metaphertheorie George Lakoffs, denen nach diejenigen darüber entscheiden, was zu einem gegebenen Zeitpunkt als wahr erachtet wird, denen es gelingt sich mit ihren Metaphern diskursiv durchzusetzen, reflektiert Watson den öffentlichen Austausch über aktuelle Fragen des Umgangs und des gesellschaftlichen Stellenwerts von und mit Daten als einen vermachteten Strukturierungsprozess, dem sie ein eigenes appellatives Programm der bewussten Intervention durch das gezielte Vortreiben einer körperlichen oder verkörpernden Metaphorik gegenüberstellt:

»We need a new framing of a personal, embodied relationship to data. Embodied metaphors have the potential to bring big data back down to a human scale and

91 Ebd.

ground data in lived experience, which in turn, will help to advance the public's investment, interpretation, and understanding of our relationship to our data. [...] Embodied data metaphors put more control in our hands as individuals, capable of interpreting and intervening in our own personal data management.«⁹²

Das mittelfristige Ziel einer Imagination, in der die Verdatung von Körpern und die Verkörperung von Daten aufeinander zulaufen, soll dabei langfristig dazu führen, dass sich veränderte Werte oder Normen auch in veränderten Regelungen und Datenpraxen manifestieren.

»How we think about data – and more importantly what we do with it – will depend on the value systems that our conceptual metaphors capture and reify.«⁹³

Obgleich ein personalisierter und stark körperfokussierter Bias für die Quantified-Self-Community konstitutiv ist und Watson selbst die Einschätzung vertritt, dass verkörpernde Metaphern innerhalb der Community verbreiteter sind als in anderen Bereichen,⁹⁴ plädiert sie für eine weitere Radikalisierung der kommunikativen Verschmelzung von Daten- und Körperbegriffen, die sich konform zu den ausgeprägten nicht-diskursiven D.I.Y.- und Maker*innen-Aspekten der Community zusätzlich stark an einer offenen Innovationskultur ausrichtet – auch wenn sie die diskursiven Facetten höher hängt.⁹⁵

»Tying data back to individuals, even at the metaphorical level, could change how we design the systems that manage it and policies that protect it.«⁹⁶

Diese Argumentation bildet das Verhältnis von großen Datenaggregaten und Individuen auf einem relationalen Raster aus oben und unten, groß und klein, fern und nah ab, bei dem die jeweils zweite Seite dieser binären Codierung die individuelle, selbstbestimmte Verfügung über Daten repräsentiert und auf diesem Weg eine Form von Ursprünglichkeit konstruiert, zu der die Daten »zurück« kommen

92 Ebd.

93 Ebd.

94 »The metaphors used in the Quantified Self community offer a more personal, autobiographical, embodied, or practice-oriented conceptual model of data.« Ebd.

95 So schreibt sie in der Beschreibung einer Breakout Discussion mit dem Titel »The Self in Data« während der Quantified Self European Conference 2013: »In my research on the QS community, I've found that we talk a lot about our technical requirements of data, and about how we want to use data. What we don't often talk about is what it means to know ourselves through data. This breakout is an opportunity to discuss what data tells us about ourselves and how we relate to our data.« Quelle: <http://quantifiedself.com/conference/Amsterdam-2013/breakout-sessions.php> (zuletzt aufgerufen am 15.03.2017).

96 Quelle: <http://dismagazine.com/discussion/73298/sara-m-watson-metaphors-of-big-data/> (zuletzt aufgerufen am 15.03.2017).

müssen. Der enteignenden Entfremdung großer, intransparenter und kommerziell verwalteter Datenaggregate in der Größenordnung von *Big Data* wird symbolisch so ein körperlich erfahrbarer Nahbereich gegenübergestellt, der die Daten »erden« kann und die Kontrolle in die »Hände« des Individuums legt. Die Interessen einzelner Träger*innen von Vermessungsmerkmalen würden demnach besser gewahrt, insofern sie entsprechend auch durch ein körperlich-metaphorisches Framing des Datenthemas im Diskurs repräsentiert würden. Watson's Rhetorik stellt dabei auf essentielle Verständnisse von Begriffen wie *Körper* und *Mensch* ab, womit sich gleichzeitig auch eine spezifische Form von Indifferenz zwischen Körperlichkeit und Selbst in diese sprachlichen Interventionsstrategien übertragen, die für den Self-Tracking-Diskurs in vielerlei Hinsicht symptomatisch sind (vgl. Abschnitt 3.1).⁹⁷

Die schon bei Watson enthaltenen performativen Aspekte und die enge Koppelung des Datenbegriffs an »gelebte Erfahrungen« werden auch durch Jer Thorpe in einem durch die Quantified-Self-Community zitierten Web-Artikel weiter gesteigert. Ausgehend von der Beobachtung, dass sich im Wandel der Sprache gesellschaftliche Kräfteverhältnisse und technologische Entwicklungen nicht nur abbilden, sondern sie auch rekursiv durch sprachlichen Wandel stabilisiert und vorangetrieben werden, empfiehlt Thorpe, diskursive Strategien der gezielten Einwirkung auf populäre Imaginationsformen von »Daten« zusätzlich um eine syntaktisch-grammatikalische Verschiebung im Sprechen über Daten zu erweitern: »Let's turn data into a verb.«⁹⁸

Thorpe argumentiert, dass sich die Entwicklung des Wortes *Data* von seiner Verwendung als plurale Form des Wortes *Datum* bis zur Eingliederung in die syntaktische Klasse der Massensubstantive auf der Grundlage der zunehmenden Bedeutung von Daten, den Formen ihrer technologischen Verarbeitung und vor allem ihres generellen Quantums vollzogen hat. »Data« ist dieser Argumentation nach deshalb ein Massensubstantiv (und es wird deshalb von »data is the new oil« anstatt von »data are the new oil« gesprochen), da sich die Daten auf Grund ihrer Menge einer konkreten Zählung verwehren.

»As technology reacted to this dramatic shift in scale, so did language, and the word data found itself massified.«⁹⁹

97 Im Anschluss an Nicholas Rose und Carlos Novas ließen sich diese Formen der direkten Verbindung von Körper und Selbst als somatische Individualität bezeichnen (Rose und Novas 2000: 487).

98 Quelle: <https://medium.com/memo-random/data-v-daoeod24777c#.ukek1apkj> (zuletzt aufgerufen am 15.03.2017).

99 Ebd.

Ganz ähnlich wie Sara Watson, sieht auch Jer Thorpe das Potential über einen Wandel der Sprache, latente Machtverhältnisse zunächst offen zu legen und schließlich zu destabilisieren oder umzuformen. Die schon in der sprachlichen Verwendung inskribierten Asymmetrien sollen so aufgebrochen werden und die Ermächtigung des Subjekts überhaupt vorstellbar machen, dass in den Daten bisher nur als Objekt der Vermessung vorkommt.

»Making data a verb also exposes to us the power imbalances that have kept our collective endeavours drastically off-kilter. Grammatically speaking, data-as-verb would present a number of possibilities for subject/object combinations: I data you. You data me. We data you. You data us. They data me. They data us. We data them.«¹⁰⁰

Die unvollständige Aufzählung möglicher Deklinationen der Verbform des Begriffs Data klingt dabei mit der verkürzten Gegenüberstellung »They data us. We data them« atmosphärisch nach und stellt eine neue Artikulationsform für einen Kräfteausgleich in Aussicht, die allerdings weniger auf der Entzauberung der Datenmacht als auf ihre promethianische Beherrschung aus zu sein scheint. Ein »Doing Data« weist in dieser Konnotation immer einen doppelten Handlungsbezug auf, der einerseits die Datenpraxis, d.h. die performativen Aspekte der Verdattung in der Analyse von Daten unterstreicht, gleichzeitig aber auch eine politische Handlungs- oder Aktionsfähigkeit impliziert:

»By embracing the new verbal form of data, we might better understand its potential for action, and in turn move beyond our own prescribed role as the objects in data sentences.«¹⁰¹

Obgleich sich der Big-Data- und der Self-Tracking-Diskurs letztlich noch vergleichsweise viele naturalisierende Metaphern teilen, so z.B. die Bezeichnung modularer, untereinander kompatibler, frei assoziierter oder formal gebundener Software-Komponenten als »Ökosysteme«, eröffnet die Biologisierung und »Humanisierung«¹⁰² von Daten eine Form der Betrachtung zahlenbasierter Repräsentationen auf empirische Körper- oder Sozialaspekte, die durch finalistische Ontologien wie »Data is the new oil« verdeckt werden. Die biologisierenden und verkörpernden Metaphern setzen dagegen an der Stelle zwischen individuellem Körper und aggregierten Entitäten – also auf der Ebene des Bevölkerungskörpers – an und problematisieren sie als spannungsgeladenes Verhältnis zwischen einer inklusiven Interessengemeinschaft (»us«) und einem exklusiven Außen (»them«),

100 Ebd.

101 Ebd.

102 Hier in Bezug zu dem Begriff »data human« von Jer Thorpe. Ebd.

dessen Reichweite über den Bereich kommerzieller Daten-Aggregations- und -Auswertungsverfahren hinausweist.

Charakteristisch für eine derartige Argumentation ist dabei, dass die Forderung nach einer Verminderung von Verdattungsprozessen als Diskursposition praktisch nicht vorkommt und lediglich verhindert werden soll, dass »die Daten« diskursiv nicht durch den Gebrauch von Metaphoriken überformt werden, die vom Standpunkt progressiver und optimistischer Technologiekulturen aus betrachtet als tendenziell rückwärtsgewandt und regressiv erscheinen. Die Zielvorstellung eines rhetorischen und praktischen Kräfteringens um die Hoheit über die gesellschaftliche Bedeutung von Daten und die (zumindest partielle) Kontrolle ihrer unmittelbaren Praxen imaginiert daher in vielen Fällen ein versöhnendes Zukunftsszenario in dem sich ungleiche Machtverhältnisse im Verdattungsprozess aufheben:

»In doing so, perhaps we can imagine a future perfect for data, where not only will they have dataed us, we will have dataed them. A future, perhaps, where we all data together.«¹⁰³

2.5.4 Self-Tracking und Privacy

Zudem ist der Anspruch alle Daten, die das eigene Kommunikations-, Surf-, Lauf- oder Shopping-Verhalten betreffen, einsehen und mit eigenen Mitteln bearbeiten zu können, keinesfalls gleichzusetzen mit dem was gemeinhin unter Datenschutz verstanden wird. In den weitreichenden Utopien vieler Self-Tracker*innen organisiert sich die Zukunftsgesellschaft geradezu auf der Grundlage einer weitreichenden Datentransparenz und stellt bereits heute die hinreichende Bedingung für die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben dar: »Privacy is a negative right – it obliges others to leave you alone.«¹⁰⁴ Die prominenten Stimmen der Quantified-Self-Community radikalisieren damit Perspektiven die unter dem Begriff Post Privacy bereits seit längerer Zeit intensiv verhandelt werden und schlagen damit eine progressiv ausgerichtete Haltung hinsichtlich einer gesellschaftlich in mehrfacher Hinsicht unbestimmten und teils äußerst widersprüchlichen Praxis im Zusammenhang mit der Veröffentlichung persönlicher Daten im Netz vor. So schreibt etwa Kevin Kelly in einem Beitrag für das Wired Magazine mit dem Titel »Why You Should Embrace Surveillance, Not Fight It«:

103 Ebd.

104 Aus dem Webartikel »You are your Data« von Sara M. Watson. An späterer Stelle im Text heißt es: »Some suggest avoiding quantification as a subversive means of resistance, but that will be about as effective as hiding our heads in the sand.« Quelle: www.slate.com/articles/technology/future_tense/2013/11/quantified_self_self_tracking_data_we_need_a_right_to_use_it.html (zuletzt aufgerufen am 16.03.2017).

»So far, at every juncture that offers a technological choice between privacy or sharing, we've tilted, on average, towards more sharing, more disclosure.«¹⁰⁵

Im Einklang mit der irritierenden Beobachtbarkeit dessen, dass die gegenwärtige Angst davor nicht wahrgenommen zu werden, die Angst vor der Überwachung gemeinhin zu überwiegen scheint (vgl. Weber 2017) und dass trotz einer allgemein eigentlich eher »positiven Bewertung von Privatheitsbelangen eine enorme Selbstauskunftsbereitschaft unter den Nutzer*innen von Online-Angeboten« (Püschel 2014: 11) zu verzeichnen ist, die zudem mitunter paradox erscheint (vgl. Barnes 2006), positionieren sich die Pioniere der Selbstvermessung mit einer eigentümlichen Form progressiver Kritik, die den gegenwärtigen Stand netzbasierter Überwachungstechnologien »umarmt«, dabei aber darauf abzielt eine zentralistische Machtanhäufung im gleichen Maße dadurch aufzuheben, dass die Zugänge zu den Daten kommerzieller Tracking-Unternehmen und staatlicher Überwachungsprogramme für jede Person offenstehen.

»I think people are at a point where they are sick of worrying about who is or isn't tracking their data [...] I say, run toward the data. Take your data back and turn it into something meaningful.«¹⁰⁶

Gerade weil dieses Zitat von Laurie Frick selbst lediglich affirmativ den Appell zu einer Flucht nach vorn mit emanzipatorischen Ansprüchen zu einer einheitlichen Formel vermischt, ohne zu benennen wie beide Fragmente konkret zusammenhängen, lässt es sich als ein gutes Beispiel für den apologetischen Daten-Bezug der Quantified-Self-Community in Fragen der gesellschaftlichen Bedeutung kontinuierlich wachsender Überwachungsinfrastruktur lesen, der einem essentialistischen und ethisch rein gehaltenen Verständnis von Daten, allenfalls die Gefahr einer missbräuchlichen Nutzung gegenüberstellt. Eine Haltung die sich nicht *gegen* Daten richtet, sondern den Daten *entgegen geht*, verspricht ferner von der Bürde zu befreien, ohne Unterlass Mutmaßungen darüber anstellen zu müssen, inwiefern das eigene Verhalten gerade getrackt wird oder nicht, da die Relevanz der Frage mit zunehmender Ausbreitung von Tracking-Systemen schlicht gegen null tendiert. Gesellschaftspolitische Eruptionen des Datendiskurses, wie etwa der 2013 durch Edward Snowden aufgedeckte Überwachungskomplex westlicher Geheimdienste, bleiben durch die Community dabei aber nicht unkommentiert und das Ausmaß der Überwachung wird keinesfalls geleugnet. So schreibt Kevin Kelly im bereits zitierten Artikel:

105 Aus einem Artikel des Wired-Magazins mit dem Titel: »Why You Should Embrace Surveillance, Not Fight It« von Kevin Kelly. Quelle: <https://www.wired.com/2014/03/going-tracked-here-s-way-embrace-surveillance/> (zuletzt aufgerufen am 22.03.2017)

106 Quelle: <https://www.theatlantic.com/entertainment/archive/2015/05/the-rise-of-the-data-art-ist/392399/> (zuletzt aufgerufen am 22.03.2017).

»The internet is a tracking machine. It is engineered to track. We will ceaselessly self-track and *be* tracked by the greater network, corporations, and governments. Everything that can be measured is already tracked, and all that was previously unmeasurable is becoming quantified, digitized, and trackable.«¹⁰⁷

Über die aktive Einwirkung auf populäre Sprachbilder hinaus, die zur Beschreibung und Diskussion von datenbezogenen Themen verwendet werden, intervenieren wichtige Figuren der Quantified-Self-Community auch mit einer eigenen Position in den Überwachungsdiskurs, die zwar Forderungen nach einer Aufhebung von Datenmonopolen beinhaltet, über eine Kritik am Privatheitsbegriff allerdings eine eigene konträr liegende Vorstellung von informationeller Selbstbestimmung¹⁰⁸ umreißt. Gemäß der Losung »You are your Data«¹⁰⁹ bedeutet den Daten entgegen zu gehen damit notwendigerweise dem Selbst entgegen zu gehen.¹¹⁰ Dieser kumulativen Logik nach führen mehr Daten über sich selbst dann zu besseren Möglichkeiten der Selbstbestimmung. Kritische Positionen werden so durch eine offensive Fortschrittsargumentation absorbiert, die eine kausale Beziehung zwischen Verdattung und Selbstentfaltungspotentialen konstatiert und gleichzeitig zukünftige innovations- und kreativitätsbasierte Entwicklungspotentiale zu garantieren behauptet. In der Konfrontation der Bottom-Up-Perspektive des Self-Trackings mit der Top-Down-Perspektive des Big-Data-Diskurses werden zentralistische Trackingstrukturen so auf ihre Potentiale für die Generierung von Selbsterkenntnis abgeklopft und ihre Verwendung nach den Prämissen der Selbstverdattung in Aussicht gestellt.

107 Aus einem Artikel des Wired-Magazine mit dem Titel: »Why You Should Embrace Surveillance, Not Fight It« von Kevin Kelly. Quelle: <https://www.wired.com/2014/03/going-tracked-heres-way-embrace-surveillance/> (zuletzt aufgerufen am 22.03.2017[Hervorhebung im Original]).

108 Ein Programm, das auch von der Peripherie der Quantified-Self-Community begrüßt wird: »The first important step is for users to shift their thinking away from concerns of privacy and towards the value inherent in the data they generate on a daily basis. The IoT and Quantified Self will help us reach this consciousness.« Aus einem Beitrag mit dem Titel »How to take back control of our data« von Michael Haupt in einer Diskussion unter dem Artikel »Data is the New Oil – A Ludicrous Proposition. Natural resources, the question of ownership and the reality of Big Data« des selben Autors. Quelle: <https://medium.com/twenty-one-hundred/data-is-the-new-oil-a-ludicrous-proposition-1d91bba4f294#.q8fb8ain> ([»IoT« steht für »Internet of Things«] zuletzt aufgerufen am 02.03.2017).

109 Quelle: www.slate.com/articles/technology/future_tense/2013/11/quantified_self_self_tracking_data_we_need_a_right_to_use_it.html (zuletzt aufgerufen am 16.03.2017).

110 Für eine alternative Deutung des Zusammenhangs zwischen Daten und Selbst, siehe den Artikel »You are your Data« von Deborah Lupton (2016b).

»So while a world of total surveillance seems inevitable, we don't know if such a mode will nurture a strong sense of self, which is the engine of innovation and creativity – and thus all future progress.«¹¹¹

111 Quelle: <https://www.wired.com/2014/03/going-tracked-heres-way-embrace-surveillance/> (zuletzt aufgerufen am 22.03.2017).